
BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

John H. Speddenuet

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen und ein blendend schöner Teint. — Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. Ferner macht der Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg.

Entwicklung und Befestigung der Büste

durch unseren unübertroffenen Büstenentwickler!

Schon immer war es der höchste Wunsch einer jeden Dame, eine schöne, volle Büste zu besitzen. Nun ist gerade in dieser Hinsicht die größte Mehrzahl unserer Damen stiefmütterlich bedacht worden, so daß dieses Manko weidlich von gewissen Leuten ausgenutzt wird, um Salben, Pillen und Tränklein zu horrenden Preisen an den Mann zu bringen; leider helfen diese Sachen nur immer dem Verkäufer, **niemals** aber der Käuferin.



Wir behaupten hiermit, **daß jeder Creme vollständig wertlos** ist. Warum? Weil nur die Massage, welche selbstverständlich bei jeder Einreibung ausgeübt werden muß, von Wert ist. Diese Massage können Sie auch mit Vaseline usw. ausüben, aber bedeutend billiger.

Unser Büstenentwickler **„Thilossia"**, gesetzlich geschützt, ist nun ein Produkt jahrelanger Forschung der bedeutendsten Professoren, so daß selbst jeder Laie sofort davon überzeugt wird, daß mit einem Thilossia-Apparat ein wirklicher Nutzen, also **Vergrößerung und Befestigung der Büste erreicht werden muß.** Unser Thilossia-Apparat saugt täglich mehrmals frisches Blut in die Brüste, dieselben werden voll, straff und üppig, magere Arme und Schulterknochen verschwinden, kurz, ein nie geahnter Erfolg tritt ein. Wir haben bisher viele Tausende verkauft und sind die jüngsten Mädchen wie ältere Damen gleich entzückt und befriedigt, wie die zahllosen Anerkennungen bezeugen. **Bei Nichterfolg Geld zurück** laut Garantieschein. **Preis** des kompletten Apparates inklusive Massagecreme in Verpackung nur **7,50 M., Porto extra.** Unser Verfahren ist das Billigste, weil der Apparat **nur einmal** angeschafft wird und immer gebrauchsfertig ist, von jeder Dame **ohne Hilfe** anzuwenden. Bevor Sie Ihr Geld für nutzlose Quacksalbereien ausgeben, machen Sie mit unserem Apparat einen Versuch. Bei Bestellung Körperumfang unter den Armen ringsherum um den Brustkorb angeben. Dr. G. Weisbrod & Comp., Waidmannslust.

Das beste Weihnachts-Geschenk.





mit selbstkombinierbarem Buchstaben-Schloß. Unzählige Wortkombinationen. Auf beliebiges Wort einzustellen. Nur von dem zu öffnen, der das Stichwort kennt. Vorzüglich für Aufbewahrung von Geld, Wertpapieren, Briefgeheimnissen, Sparkassenbüchern, Schmucksachen usw. — Größe: 23 × 17 × 8 M. **9.50**, 17 × 12 × 8 M. **8.–** und 11 × 8,5 × 5,5 M. **4.–**.

Verlangen Sie sofort illustrierten Prospekt und Preisliste gratis. Zu beziehen durch

B. Krinsky, Berlin-Wilmersdorf 83, Babelsbergerstr. 47.



Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

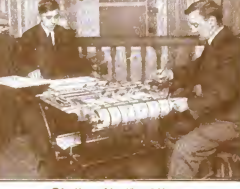
Zu beziehen durch alle Geschäfte,
□ wo obige Plakate ausliegen. □

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum.

34. Band. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: **„Häusliche Werkstatt“.** 474 Seiten Text mit 451 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden 6 Mark 75 Pf.



Die Unterschreibmaschine.

Ein für Haus und Familie, wie besonders auch für die reifere Jugend geeignetes Jahrbuch, das die bemerkenswertesten Erfindungen u. Entdeckungen auf allen Gebieten behandelt, außerdem Reisebeschreibungen, Jagd- und Abenteuergeschichten in großer Auswahl enthält. Sehr nützlich ist der unter dem Titel „Häusliche Werkstatt“ zur Selbstbeschäftigung anleitende Anhang. (Straßburger Post.)

Der Gute Kamerad.

Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Band 27. Ein 828 Seiten starker Quartband mit vielen Illustrationen und 17 Kunstbeilagen. Elegant gebunden 10 Mark.

„Der Gute Kamerad“ kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden.

Das Buch verdient in der Tat seinen Namen. In ihm haben alle Gebiete der Naturgeschichte, der Technik, des Sports und der Weltgeschichte Berücksichtigung gefunden. Wir können dem Werke nur unsere besten Empfehlungen mit auf den Weg geben. (National-Zeitung, Berlin.)

Willi der Schiffsjunge.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von **Graf Bernstorff**, Korvettenkapitän a. D. Mit einem Titelbild und 25 Textillustrationen von A. Wald. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Gesunde, lebensfrische Knaben verlangen nach einer Lektüre, die ihrem natürlichen Tatendrang entgegenkommt, sie Fahrten und Abenteuer miterleben läßt. Graf Bernstorff versteht es, diesen Wünschen gerecht zu werden; er steht dabei, aus Selbsterfahrenem schöpfend, stets auf dem Boden der Wirklichkeit und überschreitet nirgends die Grenzen, deren Einhaltung ein Merkmal guter Jugenderzählungen ist.

Deutscher Knaben-Kalender „Der Gute Kamerad“.

Ein praktischer Abreißkalender für das Jahr 1914. Mit 27 ein- und mehrfarbigen Ansichtspostkarten. Preis 1 Mark 25 Pf.

Deutscher Mädchen-Kalender „Das Kränzchen“.

Ein praktischer Abreißkalender für das Jahr 1914. Mit 27 ein- und mehrfarbigen Ansichtspostkarten. Preis 1 Mark 25 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Frau Wallis Freiersfahrt“
von B. Rittweger. (S. 15)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

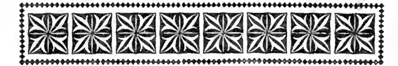
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 ◆ Fünfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Frau Wallis Freiersfahrt.

Eine wahre Geschichte. Von B. Rittweger.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

Frau Walli Kampel saß mit nachdenklicher Miene bei ihrem Nachmittagskaffee. Sie tauchte einen Butterkringel in das wohlgesüßte Getränk und biß mit ihren blanken Zähnen ein Stück nach dem anderen davon ab. Zwischendurch seufzte sie tief auf.

Sonderbar! Sie hatte es doch nach Ansicht ihrer sämtlichen Bekannten sehr gut. Der selige Kampel hatte ihr ein schönes Vermögen hinterlassen. Sie konnte leben, wie sie wollte, konnte sich hübsch anziehen, ins Theater gehen, Reisen machen — jawohl, alles das konnte sie. Aber es genügte ihr nicht, sie sehnte sich nach mehr.

Nach einem zweiten Mann?

Nun ja, es wäre ihr schon recht, wenn sich ein passender fände. Das Glück ihrer ersten Ehe war nur ein sehr mageres Glück gewesen. Auf Zureden ihres Vormunds hatte das junge, hübsche Ding Herrn Anton Kampel geheiratet und hatte mit dem schon ältlichen Mann eine ganz friedliche Ehe geführt, zwölf Jahre lang, bis zu Herrn Kampels vor vier Jahren erfolgtem Tod. Nun war sie sechsunddreißig und eigentlich, wenn sie's recht überlegte, noch viel zu jung, um nur zu ihrem eigenen Behagen auf der Welt zu sein. Sie war ge-

sund und kräftig und hätte gern ihre Kräfte nutzbringend verwendet.

Natürlich fehlte es ihr nicht an Gelegenheit, sich wieder zu verheiraten, doch immer war etwas dabei, was sie störte. Auf schwärmerische Leidenschaft konnte sie natürlich nicht mehr rechnen, trotzdem sie noch eine recht ansehnliche Person war, frisch, gesund, nur etwas zu rundlich. Bei dem gar zu bequemen Leben, das sie führte, kein Wunder!

Also einen Mann hätte sie schon längst wieder haben können. Aber die Art, wie die verschiedenen Freier sich ihr näherten oder ihr von befreundeter Seite näher gebracht wurden, war ihr doch gar zu plump. Nein, sie wollte lieber das Steuer ihres Lebensschiffleins selbst in die Hand nehmen, anstatt sich von anderen führen zu lassen.

Seit längerer Zeit schon durchschaute Frau Walli Kampel — schon um diesen gräßlichen Namen loszuwerden, wünschte sie sich zu verändern — täglich die „Neuesten Nachrichten", ihr Leibblatt, nach Heiratsgesuchen. Aber sie hatte bis jetzt keines gefunden, das sie gereizt hätte.

Frau Walli überdachte das alles bei ihrem Nachmittagskaffee, und gerade, als sie mit dem zweiten Butterkringel zu Ende war und wieder einen tiefen Seufzer ausstieß, ertönte die Flurglocke. Halb vier, da steckte die Zeitungsfrau die „Neuesten" in den Kasten! Frau Walli erhob sich rasch, denn sie war jetzt täglich gespannt auf ihr Blatt, durch das sie schließlich doch ihr Ziel zu erreichen hoffte. Sie holte sich dann auch sofort die Zeitung aus dem Kasten und machte sich an die Lektüre. Ihre Augen gingen hastig über die Spalten mit den Heiratsgesuchen. „Witwer mit drei Kindern, nahrhaftes Handwerk" — nichts! „Reisender, der sich

selbständig machen möchte in der Schuhwarenbranche" — nein, Ledergeruch war ihr von jeher verhaßt. „Aka-



demiker sucht passende Gefährtin, nicht über dreißig Jahre" — „Techniker wünscht Briefwechsel mit schlanker Blondine behufs späterer Heirat. Vermögen erwünscht." Walli aber war brünett und — schlank,

nein, auf dieses Beiwort konnte sie auch keinen Anspruch machen! Aber da — das klang annehmbar: „Gasthofbesitzer in aufblühender Thüringer Sommerfrische, Witwer, stattlicher Mann, achtunddreißig Jahre alt, mit zwei Kindern, Sohn und Tochter im Alter von sechs und acht Jahren, wünscht die Bekanntschaft einer gesunden, tatkräftigen Witwe ohne Anhang oder eines Fräuleins nicht unter dreißig Jahren zu machen. Vermögen erforderlich, da Suchender seinen Gasthof vergrößern möchte. Offerten unter ‚Sommerfrische' an die Expedition dieses Blattes erbeten."

Frau Walli las dieses Gesuch wieder und wieder, und dabei tauchten vor ihren geistigen Augen dunkle Tannen und grünleuchtende Waldwiesen auf, sie hörte das Murmeln eines Forellenbachs und das melodisch abgestimmte Geläut der Kuhglocken. Ach, ein einziges Mal war sie mit dem seligen Kampel in Thüringen gewesen, und mit stiller Sehnsucht hatte sie oft an all diese Herrlichkeiten zurückgedacht. Entschieden — diesem Gesuch wollte sie nähertreten! Es gefiel ihr in seiner ungeschminkten Offenheit.

Und sie war ja nicht ganz unerfahren in der Branche. Ihr Vormund hatte ein Restaurant gehabt, und sie hatte von ihrer Konfirmation an bis zu ihrer Verheiratung in seinem Hause gelebt und tüchtig mithelfen müssen. Oh, dazu würde sie sich gut eignen, einem Hotel in einer Sommerfrische vorzustehen! Das lockte sie mächtig. Und die Kinder, nicht zu groß, nicht zu klein, ein Bub und ein Mädel — wie das paßte! Frau Walli war sehr für Kinder, aber mit ganz kleinen wär's ihr doch wohl zu beschwerlich gewesen.

Frau Walli war nicht für langes Zögern, wenn sie einmal etwas beschlossen hatte. So ging denn bereits eine Stunde später der Brief unter „Sommerfrische" an die Expedition der „Neuesten" ab.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Nach drei Tagen schon erhielt sie einen Brief aus Thüringen, den sie mit hochklopfendem Herzen öffnete. Eine Photographie fiel heraus — ach, ein hübscher Mann mit kühner Nase, hellen Augen und einem flotten Schnurrbart. Wäre Frau Walli nicht gar zu neugierig auf den Inhalt des Briefes gewesen, sie hätte sich gar nicht von dem Bild wieder losreißen können.

Zuerst suchte ihr Blick die Unterschrift: Walter Vogelsang — Himmel, dieser entzückende Name! Alles, was an Poesie in Frau Walli verborgen schlummerte, erwachte, und ihr Antlitz überzog sich mit hellem Freudenrot. Walter Vogelsang — Anton Kampel, welch ein Unterschied!

Nun aber erst lesen, was dieser Walter Vogelsang schrieb.

„Geehrte Frau! Habe mit Vergnügen aus Ihrem werten Schreiben ersehen, daß Sie nicht abgeneigt sind, meine Frau zu werden. Was Sie über Ihre Verhältnisse geschrieben haben, freut mich sehr, und werde ich in acht Tagen bei Ihnen vorsprechen, wenn es Ihnen recht ist. Bitte sehr um baldige Antwort. Wenn wir miteinander fertig werden, dann könnte bald Hochzeit sein, damit der Bau noch vor Winter unter Dach kommt. Es grüßt einstweilen

Ihr geneigter
Walter Vogelsang, Gastwirt."

Der Brief war nicht besonders gewandt geschrieben, aber das störte Frau Walli nicht. Sie stand selbst mit der Rechtschreibung auf etwas gespanntem Fuß, trotzdem sie eine Mittelschule besucht und sogar etwas von Walther von der Vogelweide gehört hatte. Und „Walter Vogelsang" klang beinahe ebenso schön.

Nach einem halben Stündchen hatten sich die er-

regten Wogen in Frau Wallis Gefühlen so weit geglättet, daß sie daran denken konnte, ihrem Minnesänger zu antworten. Sie schrieb und zerriß den ersten Bogen, den zweiten, den dritten — nein, es war doch schwerer, als sie gedacht, die rechten Worte zu finden.

Plötzlich warf sie die Feder weg und lachte fröhlich auf. Sie wollte gar nicht schreiben, sie wollte auch nicht warten, bis Walter Vogelsang sie aufsuchte — nein, in den nächsten Tagen schon, am besten gleich übermorgen wollte sie nach Thüringen fahren, um ihren künftigen Wohnort kennen zu lernen. Sie hatte von diesem Ort, der am Kopf des Briefbogens stand, noch niemals etwas gehört, aber die Spielwarenstadt, in deren Nähe er, wie gleichfalls angegeben war, lag, war ihr dem Namen nach wohl bekannt.

Ohne große Mühe fand sie im Kursbuch ihre Reiseroute. In sechs Stunden Bahnfahrt war die Stadt zu erreichen und, einmal dort, würde sie schon erfahren, wie sie an ihr Ziel gelangte. Oh, Frau Walli war nicht unbewandert in Reiseangelegenheiten. Anton Kampel war sehr bequem gewesen und hatte ihr, wenn sie zusammen ins Bad reisten, stets alles überlassen.

Eifrig traf sie ihre Vorbereitungen. Nicht nur Ungeduld war's, die sie zu dieser Reise trieb, sie hielt's auch für richtig, sich von der Stätte ihres künftigen Glücks durch den Augenschein zu überzeugen. Es handelte sich doch nicht nur um den Mann, es war noch gar vieles sonst zu bedenken, das Anwesen, die Kinder, der Ort vor allen Dingen. Sie durfte sich doch nicht unbesonnen wie ein junges Mädchen benehmen. Jetzt, bei diesem herrlichen Frühsommerwetter war ja eine Reise in die Sommerfrische durchaus nichts Ungewöhnliches.

So fuhr denn Frau Walli an dem bestimmten Tag frühmorgens ab und langte mittags wohlbehalten in

der Spielwarenstadt an. Sie aß am Bahnhof etwas Warmes und erkundigte sich dann beim Portier, wie sie das Ziel ihrer Sehnsucht am besten erreichen könnte.



Ob vielleicht eine Post ginge? — Nein, das kleine Nest lag nicht an der Poststraße, sie mußte sich einen Wagen nehmen, anders ging's nicht. Es waren immerhin drei gute Wegstunden.

Der Portier erbot sich, ihr einen Wagen zu besorgen. Ob die Sommerfrische wohl in dieser Saison gut be-

sucht sei, fragte Frau Walli noch. „Ja, darüber kann ich Ihnen nichts verraten, ich hab' überhaupt noch gar nichts davon gehört, daß Sommerfrischler dahin gehen," lautete die Antwort.

Nun, was kümmerte der Mann sich schließlich um Sommerfrischen!

Eine halbe Stunde später saß Frau Walli im Wagen und fuhr zwischen tannenbestandenen Bergen, unter sonnenhellem Himmel, an grünen, von einem silberhellen Bach durchschnittenen Wiesen vorüber ihrem Ziel zu. Es war ein ganz wonniger Sommertag, und es wurde ihr förmlich andächtig zu Sinn.

Dazwischen überkam sie aber doch ein etwas bängliches Gefühl. Vielleicht war's doch nicht ganz richtig gewesen, so ins Blaue hinein diese Freiersfahrt anzutreten!

In solchen Augenblicken des Zweifels zog sie Walter Vogelsangs Bildchen aus der Tasche, und die hübschen Züge, die hellen, treuherzigen Augen, die sie daraus anschauten, gaben ihr neuen Mut. Und beim Gedanken an die mutterlosen Kinder wurde ihr das Herz warm.

Man kam jetzt durch einen stattlichen Ort. Der Kutscher fuhr langsamer, drehte sich um und fragte: „Will die Madame vielleicht 'ne Tasse Kaffee trinken? Das Wirtshaus ist gut, und meine Gäul' waren schon heut früh auf der Tour, denen tut's auch gut, denn 's ist noch 'ne gehörige Steige bis 'nauf."

Der Vorschlag kam Frau Walli sehr gelegen. Sie konnte bei der Tasse Kaffee vielleicht unter der Hand schon etwas Näheres über den Schauplatz ihrer Zukunft erfahren. In Thüringen sind die Menschen leicht zugänglich und tragen das Herz auf der Zunge.

Und siehe da — sie traf's gut. Es waren keine Gäste

weiter da; der Wirt, ein schon ziemlich bejahrter Mann, saß mit einer kurzen Pfeife bei der Zeitung. Während seine Frau hin und her ging und den Kaffee besorgte, knüpfte Walli eine Unterhaltung mit dem Mann an. Sie fragte, wie weit sie wohl noch zu fahren hätte, und er meinte, anderthalb Stunden sei's schon noch, da es gar so arg steige.

„Und wo kehrt man am besten ein? Ich meine, in welchem Hotel?"

„Hotel?" Der Wirt lachte. „Ja, sehn Sie, ein Hotel werden Sie da oben vergeblich suchen."

„Aber die Sommerfrischler müssen doch irgendwo wohnen?"

„Sommerfrischler? Nu ja, so ein Berliner Bankier hat die Jagd da oben und hat sich 'n Jagdhaus am Wald bauen lassen, und der kommt jeden Sommer mit seiner Familie und bringt manchmal noch ein paar gute Freunde mit. Die nehmen halt fürlieb im Wirtshaus."

„Beim Vogelsang?"

„Nee, der hat keine Loschiergelegenheit. Aber der Ziegenkäs, der andere Wirt, hat sich für Gäste eingerichtet."

„Aber ich hörte doch, der Vogelsang wolle sein Anwesen vergrößern. Da muß doch der Gasthof sehr besucht sein?"

Der Wirt lachte und ließ seine Zeitung sinken: „Nu, der Walter steckt alle Sonntag sein Bierfaß an, und wenn's nicht alle wird, zieht er den Rest auf Flaschen. Die holen die Leute die Woche über. Das ist der ganze Betrieb."

„Aber davon kann doch keine Familie leben?"

„Nee, davon lebt der Vogelsang auch nicht. Er malt halt Docken für die Fabrik."

„Docken?"

„Nu ja, Puppen malt er, wie alle Leute da 'rum."

„Ist denn eine Puppenfabrik im Ort?"



„Nee, die ist in der Stadt."

„Da hat der Vogelsang wohl Pferd und Wagen?"

„Haha, Pferd und Wagen! Nee, die Docken werden mit dem Buckelkorb hin und her getragen, alle Wochen ein- bis zweimal. Solange dem Vogelsang seine Frau

noch halbwegs gesund war, hat die's getan, nachher hat er sich anders helfen müssen. Nun ist die Frau schon beinahe ein ganzes Jahr tot, und er möcht' wieder heiraten, eine mit Geld, daß er einen Tanzsaal bauen kann. Wo getanzt wird, da gibt's mehr Einkehr und besseren Verdienst. Ja, ja, der Vogelsang ist fleißig und möcht's gern weiterbringen. Aber wenn Sie sich da oben einlogieren wollen, da müssen Sie's schon beim Ziegenkäs probieren. Schönen Wald und gute Luft gibt's schon."

Frau Wallis frische Wangen waren bei dieser anschaulichen Schilderung des gesprächigen Wirts erblaßt. Es wurde ihr sehr schwer, den Kaffee, der inzwischen fertig geworden war, hinunterzubringen. Dann bezahlte sie für sich und den Kutscher, der auf einer Bank vor dem Wirtshaus ein Glas Bier getrunken hatte, und die unterbrochene Fahrt konnte fortgesetzt werden.

Als sie den Ort schon eine ganze Weile hinter sich hatten und wieder durch den schönsten Hochwald fuhren, erhob sich Frau Walli plötzlich und klopfte dem Kutscher auf die Schulter.*)

„Nu, was gibt's denn schon wieder?"

„Ich will umkehren, hab' mir die Sache anders überlegt. Es scheint, mit der Sommerfrische ist's da oben nicht weit her, da geh' ich lieber nach Oberhof oder nach Elgersburg."

„Na, mir kann's recht sein, aber beim ausgemachten Preis bleibt's, ich kann doch heut nichts weiter mehr anfangen."

„Natürlich bleibt's dabei!"

Der Kutscher wendete den Wagen, bremste und langsam ging's bergab.

Aus Frau Wallis Augen rollten dicke Tränen.

*) Siehe das Titelbild.

Ade, du schöner Traum von neuem Glück und frischer Tätigkeit — ade! Sie war aus allen Himmeln gefallen. Nein, so ein abscheulicher Betrug!

Betrug? Am Ende doch nicht. Walter Vogelsang hätte ihr gewiß bei seinem Besuch reinen Wein über seine Verhältnisse eingeschenkt. Bei Heiratsgesuchen wird natürlich immer etwas schön gefärbt — immer! Und Gasthofbesitzer war er ja doch wirklich, wenn's auch nur ein sehr kleiner Betrieb war. Und konnte man nicht mit Fug und Recht den Bau eines Tanzsaales Vergrößerung des Betriebs nennen? Aufblühende Sommerfrische? Nun ja, wenn einmal drei, vier Stadtleute regelmäßig kommen, die ziehen sicher mit der Zeit noch mehr nach sich. Nein, Lug und Trug war's nicht, das Gesuch!

Frau Walli seufzte und zog aus ihrer Tasche die Photographie des Mannes mit dem herrlichen Namen. Wie der Name hierher paßte in diese wundervolle Waldgegend! Von der sie nun wieder Abschied nehmen mußte, um in das Häusermeer der großen Stadt zurückzukehren, in das alte, leere Dasein, wie sie's nun schon seit vier Jahren als Witwe Kampel führte! Für niemand zu sorgen, nur dazu da, zu essen und zu trinken und die Zeit totzuschlagen.

Ganze Kasten voll gestickte und gehäkelte Decken, Spitzen und Einsätze hatte sie schon liegen — ach, für sechs Logierzimmer würden sie reichen. Jedesmal zwei aufs Sofa, eine auf den Tisch. Und die Spitzen und Einsätze fürs Bettzeug!

Wieder ein leiser Seufzer. Aber es war ein erlösender. Und schon huschte ein Lächeln über ihr eben noch so bekümmertes Antlitz. Mußte sie denn wirklich ihren schönen Plänen entsagen? Konnte man nicht an Stelle eines Tanzsaales einen Anbau mit Zimmern

für Sommerfrischler errichten? Wo doch der Platz einmal da war? Und wenn sie dann zunächst ihre guten Bekannten hierher lockte — sonderbar müßt's zugehen, sollte es ihr nicht gelingen, aus dem kleinen Nest eine wirkliche Sommerfrische zu machen?

Wieder klopfte sie dem Kutscher auf die Schulter. „Drehen Sie nur wieder um. Ich hab' mich doch noch entschlossen, mir die Sache wenigstens anzusehen.“

„Meinetwegen. Aber natürlich müssen Sie mir noch drei Mark zulegen, denn für nix fahr' ich den Berg nicht noch einmal 'rauf!“

„Schön. Die drei Mark bekommen Sie.“

Der Rosselenker schmunzelte. Das war gefundenes Geld, von dem sein Herr nichts zu erfahren brauchte. Wirklich ein Glück, daß es so verrückte Frauenzimmer gab, die nicht wußten, was sie wollten!

Aber Frau Walli wußte ganz genau, was sie wollte. Sie wollte hier in diesem lieblichen Thüringen bleiben, und sie wollte dem hübschen Mann mit dem herrlichen Namen helfen, daß er aus seiner kümmerlichen Enge herauskam, und seinen Kindern wollte sie eine gute Mutter werden.

Wozu hatte sie ihr Geld und ihre Kraft? Beides wollte sie nützen.

Es wurde ihr ganz fromm im Sinn. Mit gefalteten Händen saß sie im Wagen und schaute zu den dunklen Tannen auf, über denen der Himmel blaute. Und sie summte, ohne es recht zu wissen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!“

Und dann, als es ihr zum Bewußtsein kam, mußte sie lächeln. Dieses Lied hatte das Quartett des Männergesangvereins „Eintracht“ ihrem seligen Kampel zum fünfzigsten Geburtstag gesungen — im Hausflur!

Frau Wallis Rührung machte nach und nach einer

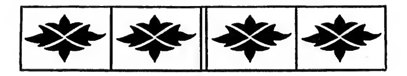
stillen Heiterkeit und Zuversicht Platz und frohgemut sah sie dem Kommenden entgegen.

— — — — — — — — — — — — — —

Fast zwanzig Jahre sind seit Frau Wallis Freiersfahrt vergangen. Heute ist das früher so unbedeutende Walddörfchen eine gut besuchte Sommerfrische. Das Hotel „Zur Vogelweide", so genannt auf Frau Wallis besonderen Wunsch, ist stets besetzt. Herr Walter Vogelsang und Frau sind noch rüstig und schaffensfroh und freuen sich an Kindern und Enkeln. Daß es nicht ihre leiblichen sind, stört Frau Walli nicht, denn sie wird von ihnen geliebt und geehrt wie eine rechte Mutter und Großmutter.

Wenn sie besonders gut gelaunt ist, dann gibt sie den bevorzugten unter ihren Gästen die Geschichte von ihrer Freiersfahrt gern zum besten.





Das Rosazimmer.

Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Am frühen Morgen des folgenden Tages, dem frühen Morgen der Milchwagen, der Bäckerjungen und der Straßenkehrer, langte Don Gian in Rom an. Er fand den Minister seiner wartend, denn er wurde sofort und ohne Meldung in dessen Privatkabinett geführt.

Seine Exzellenz, der Conte San Maurizio, war trotz der frühen Stunde nicht allein. In einem der tiefen Ledersessel, die um den großen Mitteltisch standen, saß ein älterer Herr mit glattrasiertem Gesicht und scharfen Zügen, der Don Gian bekannt vorkam, ohne daß er ihn im Augenblick hätte nennen können. Er erhob sich zwar zu einer leichten Verbeugung beim Eintritt des jungen Diplomaten, aber da der Minister es anscheinend vergaß, die Vorstellung zu übernehmen, so blieb Don Gian auch vorläufig im dunkeln über die Persönlichkeit dieses Besuches zu einer Stunde, die die meisten Leute noch zur Nacht zu rechnen pflegen.

„Ah — da ist er ja!“ rief Exzellenz aus, als Gian eingetreten war. Er erhob sich nicht und streckte dem jungen Mann auch nicht die Hand entgegen, was dieser mit Recht als ein ernstes Zeichen seiner Ungnade ansah — das erste wahrscheinlich von vielen folgenden. Aber er war ja darauf vorbereitet, daß er sich zu rechtfertigen

hatte, sich rechtfertigen mußte, ehe er den Kopf wieder erheben durfte.

„Ich habe Ihre höchst erstaunliche und peinliche Mitteilung erhalten, Marchese Terraferma,“ fuhr der Minister fort, und Don Gian zuckte wieder zusammen, denn bisher hatte sein Chef ihm seinen Titel niemals gegeben. „Sind Sie sich der Tragweite derselben bewußt?“

„Voll bewußt, Exzellenz,“ erwiderte Don Gian heiser vor innerer Erregung. „Durch Ihre eigene Instruktion sowie durch meine persönliche Auffassung. Vermöge dieser Erkenntnis war ich gezwungen, dem Verdacht Worte zu geben, den ich sonst kaum ausgesprochen haben würde.“

„Wir werden darauf zurückkommen,“ fiel der Minister ein. „Wiederholen Sie jetzt Ihren telegraphischen Bericht mündlich.“

Don Gian schöpfte Atem und trat einen Schritt näher, indem er den Fremden ansah, der kaltblütig ein Notizbuch hervorzog und offen vor sich hinlegte.

„Der Herr Doktor ist eingeweiht,“ sagte der Minister, den Blick auffangend. „Wenn einer dies Mysterium, wie Sie es etwas konfus schildern, lösen, das verlorene Dokument zurückbringen kann, so ist er es. Er hat die Güte gehabt, diesen Fall zu übernehmen, Sie möglicherweise von einer schweren Anklage zu reinigen, Terraferma. Sie werden daher gut tun, etwaige Fragen des Herrn rückhaltlos zu beantworten!“

Jetzt begriff Don Gian: es hatte ihm jemand einmal diesen Mann genannt und gezeigt als einen in Rom wohnenden deutschen Gentleman-Detektiv, der schon viele scheinbar hoffnungslose Fälle gelöst, manchem Verzweifelten die Hoffnung und das Leben wiedergegeben hatte. Und gleichzeitig hörte Don Gian

in dem diesmal fortgelassenen Titel vor seinem Namen und in einem vielleicht nur seinem empfindlichen Ohr bemerkbaren Unterton in der Anrede seines Chefs etwas heraus, das seine Lebensgeister wieder erfrischte: er hielt ihn nicht für einen Landesverräter, nicht für einen lässigen Beamten, sondern er glaubte an ihn. Eine leichte Röte stieg bei diesem Gedanken in sein blasses, übernächtiges Gesicht, und ein dankbarer Blitz leuchtete aus seinen Augen.

„Windmüller,“ murmelte der Fremde, sich selbst vorstellend, und dann plötzlich scharf aufblickend fuhr er mit dem leisen, klaren Tonfall des Gebildeten fort: „Herr Marchese, es sind vierundzwanzig Stunden, vielleicht dreißig schon über dem Verschwinden des Dokuments vergangen — Zeit genug, um seine Wiedererlangung unmöglich zu machen. Sie dürfen von mir keine Zauberkünste erwarten, sondern nur die Möglichkeiten eines für solche Dinge geschulten Kopfes. Wollen Sie, bitte, Ihre Erfahrungen von Anfang an erzählen, auch nicht übergehen, was Ihnen vor Ihrer Ankunft in Venedig aufgefallen oder nachträglich eingefallen ist. Sind Sie sicher, daß das Dokument noch in Ihrem Besitze war, als Sie in Venedig eintrafen?“

„Ganz sicher,“ erwiderte Don Gian ohne Zögern. „Ich habe mich davon noch überzeugt, als ich in der Gondel nach meinem Hause fuhr. Ich hatte das Abteil ganz allein für mich, habe mir das Essen aus dem Speisewagen bringen lassen und keinen Augenblick geschlafen. Ich habe auch keinen Wein getrunken, sondern nur Mineralwasser, dessen Flasche der Kellner vor meinen Augen geöffnet hat. Ich habe mich von dem Vorhandensein des Dokuments in seinem versiegelten Umschlage in der inneren, zugeknöpften Tasche meiner Weste überzeugt, als ich mein Zimmer für die Nacht

betrat, und war entschlossen, diese wachend zuzubringen —"

„Gut. Fangen Sie jetzt mit Ihrer Ankunft in Venedig an," unterbrach ihn Doktor Windmüller mit dem kurzen Ton eines Menschen, der es gewohnt ist, zu befehlen und seine Wünsche geltend zu machen. Don Gian hatte etwas bei diesem Ton hinunterzuschlucken, denn dieser Mann war doch schließlich nicht sein Vorgesetzter; aber Don Gian war ein Mensch, der Selbstbeherrschung gelernt hatte, und überdies vernünftig genug, um sofort zu begreifen, daß der Mann dort genau so einschneidend seine Interessen vertreten wollte und konnte wie die des Staates, der der erste Leidtragende in dieser furchtbaren Sache war. Er überwand daher, so schnell wie sie gekommen, die Auflehnung gegen den Kommandoton des fremden Nothelfers und begann seine Erzählung, die nur ein paarmal durch dazwischengeworfene Fragen Doktor Windmüllers unterbrochen wurde.

„Und wie kommen Sie darauf, Ihre Schwägerin mit dem Verschwinden des Dokuments in Verbindung zu bringen?" fragte der Minister.

„Ich weiß in der Tat nicht, was ich darauf antworten soll, Exzellenz," erwiderte Terraferma offen. „Es ist ein Verdacht, nichts weiter."

„Aber man muß doch für einen Verdacht mindestens einen Grund haben! Wer A sagt, muß auch B sagen — heraus mit der Sprache! Es hängt zuviel davon ab, als daß Sie etwas zurückhalten dürften!"

Don Gian holte tief Atem. „Ich weiß das alles, Exzellenz, und doch — ich habe so wenig dazu zu sagen. Meine Schwägerin hat von Hause aus nichts — sie ist ohne jede Mitgift in unsere Familie getreten, hat viel verbraucht, und mein Bruder hat auch noch Schulden

ihres Vaters bezahlt. Ihr Wittum ist kein sehr glänzendes — es würde für bescheidene Ansprüche und mit der Wohnung in Venedig standesgemäß gewesen sein, aber meine Schwägerin erklärte, in dem düsteren Palaste umkommen zu müssen, und zog nach Rom zurück, wo sie ja auch mit ihrem Gatten, meinem Bruder, gelebt — über ihre Verhältnisse, wie sich's nach seinem Tode herausstellte. Und in Rom trat sie nach kurzer Zeit mit dem Luxus einer Frau mit unbeschränkten Mitteln auf; sie zeigte Juwelen, die ich nie an ihr zuvor gesehen; sie führte einen Haushalt, der Riesensummen kosten mußte — kurz, ich, der ich doch nur zu genau weiß, was sie hat, ich mußte mich fragen: Woher auf einmal das viele Geld?"

„Hm," machte Doktor Windmüller trocken.

„Es ist mir aber nie ein Skandal über meine Schwägerin zu Ohren gekommen," beantwortete Don Gian prompt den Laut ohne Worte.

„Mir auch nicht," fiel der Minister ein. „Und ich habe genug Klatschbasen, männliche wie weibliche, in meiner Verwandtschaft, die sicher gewußt hätten, wenn es etwas zu klatschen gegeben hätte. Und die Principessa hat Ihnen nie eine Erklärung ihrer glänzenden Lage gegeben?"

„Nie. Ich habe mich auch, als ich mir darüber klar war, sehr von ihr zurückgezogen," erklärte Don Gian. „Aber man macht sich doch seine Gedanken, und dann — dann habe ich einmal bei einem Diner, bei dem ich unerwartet mit meiner Schwägerin zusammentraf, einen Blick aufgefangen, den sie mit dem gleichfalls anwesenden türkischen Gesandten wechselte — einen Blick, der mich auf eine Spur zu leiten schien und mich veranlaßte, mich noch mehr, in fast unhöflicher Weise von ihr fernzuhalten."

„Hm," machte Doktor Windmüller wieder und setzte dann hinzu: „Es wäre vielleicht im Gegenteil weiser gewesen —"

„Es widerstrebte mir, bei meines Bruders Witwe den Spion zu spielen," erwiderte Don Gian ruhig und mit Anstand.

„Das ist begreiflich. — Nun noch eine Frage: Ihre Frau Schwägerin hat in Ihrem venezianischen Palaste jedenfalls ein Absteigequartier. Liegt dieses weit von dem Ihrigen ab?"

„Ja. Es liegt im dritten Stock über den Wohnräumen meiner Großmutter, wo es ihr auf eigenen Wunsch nach dem Tode meines Bruders eingeräumt wurde. Letzterer hatte früher die östliche Zimmerseite bewohnt, von der ich mir dann zwei Räume zum eigenen Gebrauch nahm. Aber meine Schwägerin hat, als sie vorgestern so unerwartet in Venedig eintraf, ihre Zimmer nicht bezogen, sondern in ihrer Launenhaftigkeit im ersten Stock, dem Piano nobile, zu wohnen verlangt."

„Ah!" machte Doktor Windmüller sehr interessiert. „Warum erwähnten Sie diesen Umstand nicht vorher?"

„Ist er von Wichtigkeit?"

„Es ist alles von Wichtigkeit in solchen Fällen, Herr Marchese. — Darf ich weiter fragen: Wo liegen diese Zimmer, die die Principessa während der verhängnisvollen Nacht bewohnte?"

„Genau unter den meinen."

„Ich nehme an, daß das Piano nobile bei Ihnen wie in den meisten Palästen Italiens der Repräsentation dient. Es mußte wohl demnach erst ein Bett für die Principessa dort aufgestellt werden?"

„Nein," entgegnete Don Gian, „das Piano nobile enthält ein sogenanntes Staatsschlafzimmer, das seiner-

zeit für den Besuch der Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen, Maria Josepha von Österreich, eigens eingerichtet wurde und mit seinem thronartigen Bett und seinem Silbergeschirr auf der Toilette so blieb. Mein Bruder wollte nach seiner Verheiratung die Zimmerreihe, in der sich dieses Schlafgemach befindet, mit seiner jungen Gemahlin beziehen, aber meine Schwägerin behauptete damals, die Farbe der Tapeten und Vorhänge in diesem Zimmer stände ihr nicht, und so wurde der östliche Teil des darüberliegenden Stockwerks eingerichtet. Offen gesagt, die Laune meiner Schwägerin, auf einmal das Rosazimmer zu bevorzugen, hat mich vorgestern geärgert —"

„Ah!" machte Doktor Windmüller wieder. „Demnach also liegt dieses Staatsschlafgemach, das Ihre Frau Schwägerin plötzlich haben wollte, so ziemlich unter Ihren Zimmern, Herr Marchese?"

„Es liegt genau unter meinem eigenen Schlafzimmer."

„Aha! Ist Ihnen dieser Umstand nicht aufgefallen?"

Don Gian sah den Detektiv erstaunt an. „Ehrlich gestanden — nein," erklärte er kopfschüttelnd. „Und warum hätte er mir auffallen sollen? Es besteht doch keine Verbindung der beiden Zimmer miteinander."

„Wissen Sie das genau?"

Jetzt ging Don Gian ein Licht auf, worauf Doktor Windmüller hinzielte. „Das wäre in der Tat eine Möglichkeit zur Lösung des Rätsels," rief er lebhaft. „Aber," setzte er gleich hinzu, „dann hätte ich diese Verbindung doch finden müssen! Ich sagte schon, daß ich keinen Fleck nach einem geheimen Eingang in meine Zimmer ununtersucht gelassen habe."

„Das will noch nichts sagen," entgegnete Windmüller trocken. „Gesetzt den Fall, Sie haben recht mit Ihrem

Verdachte, daß Ihre Frau Schwägerin Ihnen das Dokument geraubt, so muß sie auf einem ihr bekannten Wege in Ihre Zimmer gelangt sein und außerdem noch auf einem ebensolchen geheimen Wege das Haus verlassen haben, falls Ihr Vertrauen, das Sie in Ihre Dienerschaft setzen, Sie nicht getäuscht hat."

„Das denke ich nicht," entgegnete Don Gian. „Bei näherer Überlegung habe ich gefunden, daß eine solche Täuschung eine ganz überflüssige Sache gewesen wäre. Donna Xenia hat ja einen Brief hinterlassen, daß sie fort müsse — sie hatte es also gar nicht nötig, meinen Portier, der die Schlüssel verwahrt, zu bestechen. Sie brauchte ihn nur zu wecken und ihm zu befehlen, das Tor zu öffnen. Aber sie hat das nicht getan. Wie also ist sie aus dem Hause gekommen? Die Idee, daß sie die Zeit verschlafen hat und sich dann verbarg, um Fragen zu entgehen, ist mir ja auch gekommen, aber der Portier hatte Befehl, die Ausgänge und Wasserpforten verschlossen zu halten. Tatsache ist, daß bis zur Stunde meiner Abreise gestern, also bis mittags, Donna Xenia keinen Versuch gemacht hat, das Haus zu verlassen. Daß sie mit dem von ihr bezeichneten Zug nicht abgereist ist, steht ebenso fest —"

„Wie die Tatsache, daß sie gestern abend in Rom nicht eingetroffen ist und auch nicht das Schiff benützt hat, mit dem Sie nach Triest abreisen sollten," fiel der Minister ein.

„An das Schiff habe ich gar nicht gedacht," rief Don Gian.

„Aber ich," sagte der Minister trocken. „Ich habe das gleich nach Eingang Ihrer Depesche festgestellt — durch unsere Triester Agenten. Donna Xenia hat zweifellos Kenntnis von einem verborgenen Ausgang aus Ihrem Hause und diesen benützt. Unser kostbares



Dokument ist wahrscheinlich schon im Besitze unserer Gegner. — Nun," setzte er hinzu, als Don Gian, unfähig, sich länger zu halten, auf den nächsten Stuhl sank und stöhnend das Gesicht mit den Händen bedeckte, „nun, Terraferma, nehmen Sie sich zusammen. Ich glaube nämlich an Ihre Schuldlosigkeit — bis man mir das Gegenteil beweist. Ich kann es Ihnen nicht einmal zur Last legen, daß Sie mit Ihrem Verdacht gegen Ihre Schwägerin nicht früher herausrückten, denn Sie haben nach Ihrer Aussage alles getan, sich gegen einen nächtlichen Überfall zu schützen, und wer wird an solche Teufeleien denken, wenn er in seinem eigenen Hause Fruchtsaft mit Sodawasser trinkt? Wir haben eben den Fehler begangen, den Feind auf einer anderen Stelle zu vermuten, und sind auf die sehr geschickt gelegte Falle, die Tatarennachricht, daß auf der Strecke zwischen Pontebba und Wien eine Attacke gegen das Dokument beziehungsweise seinen Überbringer geplant war, glatt hereingefallen. Wo wir den Feind im eigenen Hause zu suchen haben, der es — früher wie Sie, Terraferma — erfahren hat, wann und durch wen der Vertrag nach Wien befördert werden soll, diese Aufgabe zu lösen, hat Doktor Windmüller übernommen, denn das Objekt selbst, das durch solch raffinierte Gegenmine uns entrissen wurde, wiederzuerlangen, scheint mir eine Unmöglichkeit, wennschon wir wissen, daß Sie, Herr Doktor, der Mann der unbegrenzten Möglichkeiten sind."

Windmüller lächelte fein. „Exzellenz, ein jeder Mensch hat seine Grenzen — er muß nur wissen, wo sie ihm gezogen sind. Es ist wahr — ich habe schon mehrere solche diplomatischen Dokumente wiedererlangen können, aber ich kann natürlich nicht dafür bürgen, daß es mir auch mit diesem gelingt, denn es

ist schon zuviel kostbare Zeit darüber verloren worden. Aber meine Fühler sind trotzdem so ausgestreckt, daß eine direkte Unmöglichkeit noch nicht behauptet werden kann. Wenn es nicht verlorene Zeit wäre, forschte ich am liebsten nach, wie das Mysterium im Palazzo Terraferma sich vollzogen —“

„Ich werde ihn niederreißen lassen, um es zu ergründen!“ rief Don Gian, bei dem die Überreizung der Nerven anfing, sich merkbar zu machen.

„Sie werden das hübsch bleiben lassen, denn man kann solche Dinge schon noch etwas weniger drastisch ergründen,“ entgegnete Windmüller, indem er sich erhob. „Einstweilen aber, bis ich einige telegraphische Nachrichten erhalten kann, auf die ich warten muß, möchte ich Sie, Herr Marchese, bitten, mit mir der Wohnung Ihrer Frau Schwägerin einen Besuch abzustatten. Sie wohnt im Palazzo Barberini — nicht wahr?“

„Gewiß. Aber ich kann doch in ihrer Abwesenheit nicht —“

„Doch, Sie können,“ fiel Windmüller seelenruhig ein. „Mehr noch — Sie müssen. Ich glaube freilich nicht, daß wir in der Wohnung einer Dame von ihrer Qualität, ihrer Umsicht und ihren Instinkten große Schätze heben werden, aber meiner langjährigen Erfahrung nach sind es gerade solche Leute, die im Vertrauen auf ihre Umsicht und Gerissenheit Spuren übersehen und für unwichtig halten, die für Leute meiner Qualität geradezu als Wegweiser wirken. Wer weiß — also gehen wir. Und um es vorweg zu sagen: erschweren oder vereiteln Sie mir meine Arbeit, die ja auch in Ihrem Interesse geschieht, nicht durch Einwände und Zweifel, sondern lassen Sie mich ruhig tun, was ich für gut halte, selbst wenn es Ihnen unbegreiflich oder — nicht schick erscheinen sollte.“

Don Gian begriff und nachdem er die ihm jetzt gereichte Hand seines Chefs vor innerer Erregung fast zerdrückt, folgte er dem Detektiv, von dessen Fähigkeiten und Erfolgen er schon Wunderdinge gehört hatte.

Sie stiegen, auf der Straße angelangt, in den nächsten freien Taxameter ein, der sie bald vor den Palazzo Barberini in der Via Quattro Fontane brachte.

Kein Mensch, der es nicht gesehen, hat eine Ahnung von der geradezu fabelhaften Größe dieses Gebäudes, das zwar seine berühmte Bildergalerie behalten hat, von den Erben des ausgestorbenen Geschlechtes der Barberini nun aber zur Vermietung gestellt ist. Von Carlo Maderna um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch Papst Urban VIII. Barberini errichtet, ist der Palast eines der Wahrzeichen der vergangenen Größe Roms; er hat nicht nur Raum für die Repräsentations- und Wohnräume einer Gesandtschaft, die kleinste der zahlreichen anderen Mietwohnungen darin enthält mindestens zwanzig Zimmer, und wenn auch die stattliche Bibliothek durch Kauf der vatikanischen Bibliothek einverleibt wurde, so bleiben darin immer noch die Gemäldesammlung, die Fresken Cortonas in der riesenhaften Halle, die Statuen, Büsten und andere Antiken.

In diesem Palast stiegen Don Gian Terraferma und Doktor Windmüller die lange Flucht der weißen, bequemen Marmortreppen zu der Wohnung der Principessa hinauf — ersterer mit dem natürlichen Widerwillen des Gentlemans, in Räume einzudringen, in denen er kein Recht hat.

„Ihr Einkommen würde vielleicht gerade dazu reichen, diese Wohnung zu bezahlen — woher also kommt das übrige?“ fragte er sich zum hundertsten Male. „Gott weiß, daß ich ihr kein Unrecht tun möchte, aber was bleibt mir zu denken und zu glauben übrig?“

„Vielleicht hat sie eine Erbschaft gemacht," beantwortete Windmüller laut diese Gedanken, so daß Don Gian zusammenfuhr und seinen Begleiter fast entsetzt ansah. „Man muß allen Möglichkeiten Raum lassen. Indessen — ah, da sind wir ja!"

Eine junge, zierliche Kammerzofe war es, die endlich nach wiederholtem Läuten die Tür öffnete.

„Ist meine Schwägerin, die Frau Prinzessin, zu Haus?" fragte Don Gian die sichtlich ob des frühen Besuches Überraschte kurz.

„Aber nein, Herr Marchese," war die in entschieden anklagendem Ton gegebene Antwort. „Altezza sind vorgestern abend verreist und wollten gestern abend zum Basar bei der Signora Contessa zurück sein, sind aber nicht angekommen, haben keine Nachricht gegeben, und Herr Marchese sehen mich in größter Bestürzung — ich weiß nicht, was ich denken soll."

Durch Windmüller vorher instruiert, trat Don Gian, von seinem Begleiter gefolgt, ohne weiteres in den mit orientalischen Teppichen und Waffen geschmückten großen Vorraum ein.

„Nun, ich denke, die Frau Prinzessin wird wohl in diesem Falle aufgehalten worden sein," murmelte er unbehaglich.

„Aber Durchlaucht haben nur einen ganz, ganz kleinen Koffer mit dem Nötigsten für eine Nacht mitgenommen," erwiderte die Zofe ratlos.

„So?" fragte Don Gian. „Wie kommt es aber, daß Sie öffnen, Cesarine? Wo ist denn der Diener?"

„Er ist schon ganz früh fort, um auf den Bahnhof zu gehen, für den Fall, daß Durchlaucht die Nacht gereist sein sollten," erklärte Cesarine gekränkt. „Er ist noch nicht zurück, der hohe Herr Iwan! Natürlich hat er den zweiten Diener mit einer Menge Aufträge

fortgeschickt, und ich muß nun jedesmal laufen, wenn es läutet!"

„Der erste Diener ist ein Russe?" warf Windmüller zu Don Gian gewendet ein, und als dieser nickte, trat er in Aktion. „Hören Sie mich an, Mademoiselle Cesarine," wendete er sich in ihrer Landessprache an die Französin, die er vorher scharf beobachtet. „Wir — der Herr Marchese und ich — haben natürlich gehofft, die Frau Prinzessin anzutreffen, da sie aber verreist ist und Sie ohne Nachricht über ihren Verbleib sind, so beunruhigt uns das einigermaßen. Sie müssen uns daher genau und wahrheitsgetreu sagen, was Sie über diese plötzliche Abreise Ihrer Herrin wissen, und je aufrichtiger Sie das tun, um so weniger soll dies Ihr Schade sein."

Das Aufleuchten in den schwarzen Augen der Französin belehrte Windmüller, daß sein Scharfblick ihn nicht getäuscht, als er das Mädchen auf den ersten Blick als habgierig taxierte.

„Aber ich weiß ja nichts, gar nichts!" jammerte Cesarine. „Durchlaucht sagten plötzlich: ‚Ich verreise in einer Stunde, packe mir Nachtzeug und eine einfache Abendtoilette ein' — das war alles! Nicht eine Silbe, wohin Madame reisen will — nur den Befehl: ‚Lege mir das Zigeunerinnenkostüm für den Basar zurecht, ich werde zur rechten Zeit morgen abend zurück sein' — nichts, nichts weiter! Aber unter uns, Monsieur — Iwan, der Kammerdiener, der verstockte Mensch, weiß sicher mehr — sicher! Er hat Madame auf den Bahnhof begleitet, er muß wissen, wohin sie gereist ist, er hat Madames Vertrauen. Einmal wird es ihm ja belieben, zurückzukommen, und wenn Monsieur warten können —"

Monsieur wollte nicht warten — im Gegenteil, er

pries seinen guten Stern, der ihm den Kammerdiener aus dem Wege geräumt, und hoffte inbrünstig von eben diesem guten Stern, daß seine „Geschäfte“ den Würdigen noch für eine Weile fernhalten würden.

„Was Sie mir sagen können, würde Iwan wahrscheinlich nicht wissen,“ erwiderte er in dem überzeugend zuredenden Ton, der ihm schon so oft gute Dienste geleistet hatte. „Der Herr Marchese ist, wie er mir sagte, der Frau Prinzessin am Nachmittag vor ihrer Abreise in der Villa Borghese begegnet, und sie schien damals noch nichts von dieser plötzlichen Reise zu wissen. Sie scheinen mir aber eine kluge Person zu sein, die ein Paar scharfe Augen im Kopf hat. Aber sicher — ich schmeichle Ihnen nicht, Mademoiselle — ich sehe, was ich sehe. Nun wohl — Sie müssen doch etwas gemerkt haben, was Ihnen diesen plötzlichen Entschluß Ihrer Herrin begreiflich gemacht hat — nicht?“

„Oh — wenn es das ist, was Monsieur wissen will — voilà!“ machte Cesarine mit raschem Verständnis. Dann schloß sie die noch offene Tür des Vorraums, nicht ohne vorher nach der Treppe gehorcht zu haben, und schob einen Riegel vor — eine scheinbar überflüssige Handlung, die sich der alles sehende Detektiv sehr richtig dahin deutete, daß Mademoiselle Cesarine sich bei dem, was sie auszuplaudern entschlossen schien, nicht von dem gefürchteten Kammerdiener überraschen lassen wollte.

„Hören Sie also, Monsieur! Madame kamen vorgestern — nein, vorvorgestern von ihrer Ausfahrt zurück, und ich öffnete ihr die Tür, weil der Herr Iwan wieder einmal nicht da war und Beppino, der zweite Diener, gerade den Tisch deckte. Madame waren kaum über der Schwelle, als ein Herr schnell die Treppe heraufkam, Madame ein paar Worte in der barbarischen Sprache zurief, in der Madame immer mit dem Iwan

spricht, und ihr einen Brief überreichte, worauf er wieder die Treppe hinablief —"

„Wer war der Herr?" warf Windmüller ein.

„Weiß ich nicht," entgegnete Cesarine achselzuckend. „Ich habe ihn nie vorher gesehen, und Madame empfängt oft Besuche, die ihren Namen nicht sagen, die gehen, ohne wiederzukommen, mit denen sie Russisch redet, so daß man nicht wissen kann, warum sie kamen und was sie wollen, kurz —"

„Rücksichtslos gegen Sie, Mademoiselle," sagte Windmüller teilnahmvoll. „Nun, und die Frau Prinzessin las den Brief natürlich und —"

„Gewiß," fiel Cesarine bereitwilligst ein. „Madame öffnete den Brief gleich hier, überflog ihn, und ohne sich Zeit zu nehmen, Hut und Mantel abzulegen, setzte sie sich damit vor das Tischchen dort am Kamin, zog die Handschuhe aus und las den Brief mindestens zehnmal durch, Monsieur, denn ich schielte natürlich hin, während ich die Handschuhe aufnahm, und sah ganz genau, daß er nur wenige Zeilen enthielt. Eh bien, Madame achtete nicht auf mich, schien mich évidemment ganz vergessen zu haben, und natürlich blieb ich, wo ich war, denn ich mußte doch meine Befehle abwarten — nicht?"

„Sehr korrekt, sehr!" lobte Windmüller mit Enthusiasmus.

„Ich sehe, Monsieur haben den richtigen Sinn für meine Pflicht," fuhr Cesarine mit einem nur einer Französin möglichen Augenaufschlag fort. „Eh bien, Madame nahmen, was mich natürlich sehr wunderte, nachdem sie über dem Brief eine Weile gegrübelt, einen der Papierbogen, die immer hier bereit liegen, für den Fall, daß ein Besuch, der Madame nicht antrifft, eine Botschaft hinterlassen will, den daneben liegenden Blei-

stift, zog damit über das Blatt lauter Quadrate und schrieb Nummern hinein, und dann, den Brief in der Hand, schien sie ihn abzuschreiben, aber nicht etwa in einer Linie, sondern einmal ein Wort hier, ein Wort da, ganz durcheinander —"

„Ganz merkwürdig!" meinte Windmüller. „Und dann —?"

„Dann tippte sie mit dem Stift auf die Quadrate, in die sie geschrieben — in das eine zwei, drei Worte, in andere wieder nichts, sah plötzlich auf und fuhr mich an, was ich hier mache, lachte dann kurz auf, tippte noch einmal das sonderbare Geschreibsel mit dem Bleistift ab, ballte den Bogen zusammen und warf ihn ins Feuer, denn es ist schon kühl am Abend, und wir müssen immer den Kamin hier heizen —"

„Natürlich!" fiel Windmüller ein. „Und nachdem der Bogen verbrannt war —"

„Gab Madame den Befehl, zu packen. Voilà tout!"

Windmüller zog ein Goldstück aus der Westentasche und drückte es in Cesarines rasch hingehaltene Hand. „Und was machte Madame mit dem Briefe, den sie erhalten?" fragte er in gewinnendem Ton.

„Das weiß ich nicht. Ich habe darauf nicht geachtet," war die sichtlich ehrliche Antwort. „Sie wird ihn wohl mit dem Bogen verbrannt haben."

„Jedenfalls — jedenfalls," stimmte Windmüller zu, indem er in seiner Westentasche herumfingerte und den gierigen Blick auffing, mit dem Cesarine das verfolgte. „Nun, das wäre wohl alles. Hm. Ja, was ich noch sagen wollte — die Signora Principessa ist dann wohl in dem Anzuge abgereist, den sie am Nachmittag trug?"

„Aber Monsieur!" machte die Zofe mit Entsetzen. „Madame hatte ein weißes Tuchkleid an, eine Robe, die erst tags zuvor aus Paris gekommen war, ein Traum

von einer Robe — Rock, Paletot und Weste mit Seidengalonen besetzt. Das hätte gut ausgesehen nach einer Fahrt in der Eisenbahn! Und von dem weißen Hute gar nicht zu reden, Fasson Marquis, mit einer köstlichen weißen Pleureuse darauf. Nein, nein, Monsieur, sie hat gewechselt und ein graues Reisekleid mit grauem Staubmantel angezogen, während ich den kleinen Koffer packte."

Windmüller lächelte gewinnend. „Ja, wenn ich gewußt hätte, daß Madame ein weißes Kleid anhatte, ehe sie abreiste, dann hätte ich die dumme Frage nicht getan," sagte er mit rührender Einfachheit. „Also ein ‚Traum' war dieses Kleid! Ich schwärme für solche Träume, Mademoiselle —" wieder fingerte er in seiner Westentasche und zog noch ein Zwanziglirestück hervor. „Sehen Sie," machte er naiv, „da habe ich ja noch solch ein Ding hier — hübsche Münzen, Mademoiselle — nicht wahr? Ich gäbe dieses Stück darum, wenn ich das neue weiße Kostüm der Frau Prinzessin aus Paris einmal sehen könnte."

„Wenn es weiter nichts ist, Monsieur — ich hole das Kostüm sofort," rief Cesarina mit funkelnden Augen. „Madame hat es selbst in der Garderobe aufgehängt, während ich den Koffer packte, denn sie ist sehr eigen mit ihren Sachen."

Windmüller hob beide Hände beschwörend auf. „Wie würde ich Sie selbst bemühen wollen, Mademoiselle!" rief er in dem Tone eines Menschen, dem man eine Unwürdigkeit zumuten will. „Das sei fern von mir! Zudem müssen Sie doch hier an der Tür sein, für den Fall der Herr Kammerdiener zurückkehrt, der sicher die Hintertreppe verschmähen dürfte — wenigstens solange Ihre Herrin nicht da ist! Nein, nein, nein! Ich gehe selbst, diesen Traum von einer Pariser

Robe zu bewundern — natürlich in Gesellschaft des Herrn Marchese — — Oh, haben Sie sich erkältet?" unterbrach er sich teilnahmvoll, durch einen Hustenanfall Don Gians veranlaßt, dessen blasses Gesicht plötzlich purpurrot geworden war. „Nicht erkältet, sondern nur die Luft verfangen?" erläuterte er ein undeutliches Murmeln des sichtlich wortlosen Diplomaten. „Hm — desto besser. Also haben Sie die Güte, Herr Marchese, mir den Weg zu zeigen. — Und Sie, Mademoiselle, würden mich unendlich verbinden, für den Fall, daß der Herr Kammerdiener zurückkehrt, ehe wir den ‚Traum' gesehen haben, wenn Sie diesen Würdigen mit Ihrer Konversationsgabe aufhalten wollten, bis ich fertig bin. Sie verstehen mich — nicht wahr?"

Cesarine nickte mit blitzenden Augen — sie verstand.

Mit sehr widerstreitenden Gefühlen folgte Don Gian einer einladenden Handbewegung des mild lächelnden Detektivs und ging ihm voraus. Durch eine Reihe eleganter Salone, alle mit ausgesuchtem Geschmack eingerichtet, führte er ihn unter einem Schweigen, das eine Explosion verhindern sollte.

In der offenen Tür des raffiniert luxuriösen Schlafgemachs aber stand er still. „Herr Doktor, wollen Sie mir jetzt erklären —" begann er.

Aber Windmüller schob ihn einfach zur Seite. „Später, lieber Marchese, später. Es ist jetzt keine Zeit dazu, Ihnen meine Methode auseinanderzusetzen. Wir müssen fertig sein, ehe der Spion kommt. — Jawohl, Iwan, der Kammerdiener! Ich kenne ihn und er mich, was wesentlich dazu beiträgt, daß ich vor ihm zum Tempel wieder hinaus sein möchte. Nicht, daß ich ihn fürchte, aber warum einen Zusammenstoß heraufbeschwören, wenn er zu vermeiden ist! — Hm — dieses Schlafzimmer ist sehr gut aufgeräumt — wir

können darüber zur Tagesordnung übergehen, denn hier dürfte Cesarine, diese Perle, schon Musterung gehalten haben. Welches ist die Tür zur Garderobe? Ah, das können Sie natürlich nicht wissen, also öffnen wir die erste — mir scheint, wir haben die richtige gefunden. Mein altes Glück, Herr Marchese! Hoffen wir, daß es mir auch mit dem ‚Traum aus Paris' zur Seite bleibt."

Es war ein hübsch proportioniertes Zimmer, das in langer Reihe die Garderobenschränke, einen drehbaren, dreiteiligen großen Spiegel mit Teppich davor und ein niedriges Sofa enthielt. Windmüller machte ohne Federlesens den ersten dieser Schränke auf, in dem auf breiten hölzernen Bügeln an messingener Stange eine Reihe von Kleidern hing und darunter ein weißes von feinem Tuch mit seidenen Galonen besetzt.

„Mir scheint, das war's, das meine Schwägerin am Vorabend ihrer Abreise trug," sagte Don Gian darauf deutend.

„Ah — ein perfektes Schneiderkleid!" machte Windmüller bewundernd, indem er mit geübten und geschickten Fingern an den Säumen des fußfreien, engen Rockes entlang fuhr. „Natürlich hat es keine Tasche — in einer solchen Schlangenhaut würde ja ein Bogen Papier schon die Fasson verderben. Auch im Paletot nichts von solch einem nützlichen Behältnis. Diese Taschenklappen an den Vorderteilen sind Blendwerk der Hölle, nichts weiter. Wird dasselbe mit dieser ärmellosen, eleganten Weste sein, die gleichfalls durch schneidige Klappen Taschen heuchelt — also eine vergebliche Hoffnung, die mit zwanzig Lire in Gold zwar etwas teuer bezahlt ist, doch das muß man eben riskieren. — Halt! Was bedeutet dieser durch Druckknopf geschlossene Schlitz? Eine sehr geschickt und raffiniert

angebrachte Brusttasche! Und in dieser Brusttasche ein etwas lässig gefaltetes Papier — — Herr Marchese," schloß Windmüller fast andächtig seinen Monolog, „hier haben Sie wieder einmal den Beweis, wie unvorsichtig vorsichtige Leute sein können! Wenn wir uns den Vorgang rekonstruieren, so können wir sehen, wie Ihre Frau Schwägerin, in Gedanken versunken, auf dem langen Wege bis zu ihrem Schlafzimmer das dünne Blatt überseeischen Papiers, das ihr der Unbekannte im Augenblick ihrer Heimkehr überreicht, dieser Tasche anvertraut, von deren Existenz Cesarine wahrscheinlich keine Notiz genommen hat. Während die Perle einpackt, entledigt sich die Herrin selbst des Pariser ‚Traumes', hängt das Kleid selbst, da sie sehr ordentlich ist, in dem Schranke auf, des Papiers darin vergessend, das ihr eine Aufgabe stellt, die ihre ganze Aufmerksamkeit, ihr ganzes, fieberhaft arbeitendes Gehirn in Anspruch nimmt — — es fällt ihr wahrscheinlich erst auf der Reise ein, daß sie dieses wichtige Papier vergessen hat, und sie tröstet sich damit, daß Cesarine kaum das Kleid berühren wird, und selbst wenn sie es tut, würde ihr dieses Blatt nichts sagen, sie um nichts klüger machen, denn wie käme sie auf den Gedanken, daß ein gewisser Franz Xaver Windmüller so verrückt sein könnte, die neueste Schöpfung ihres Schneiders bewundern zu wollen?"

Don Gian trat hastig einen Schritt näher. „Herr Doktor — glauben Sie, daß es in der Tat dieser Brief ist?" fragte er mit erwachtem Interesse, das seinen stummen Protest gegen die „Methoden" des Detektivs völlig überragte.

„Irren ist menschlich, Herr Marchese. Unter dieser Reserve glaube ich Ihre Frage bejahen zu können," erwiderte Windmüller, das Blatt sorgfältig in seiner

Brieftasche verwahrend. „Es ist hier nicht der Ort, die Probe aufs Exempel zu machen. Lassen Sie uns daher dies leere Nest verlassen und zu mir fahren, wo Sie außer der Lösung des Rätsels auch ein Frühstück erhalten sollen, das Ihren Lebensgeistern, wie ich sehe, sehr vonnöten ist. Wie lange haben Sie denn nichts mehr an leiblicher Nahrung zu sich genommen?“

„Seit gestern mittag nichts mehr — aber das ist Nebensache und —“

„Pardon, wenn ich widerspreche: es ist von wesentlicher Bedeutung, wenn Sie Ihre Nerven in diesem Falle nicht verlieren, Herr Marchese. Sie würden bald abgewirtschaftet haben, wenn Sie unterlassen, Ihrem Körper und Ihrem Gehirn die notwendige Nahrung zuzuführen. Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich mich auch darum kümmere. Ich betrachte Sie eben als meinen Klienten, weil die Sache Sie doch verteufelt nahe angeht, und es ist Gewohnheit bei mir geworden, auch ein wenig über das leibliche Wohl derer zu wachen, deren moralischen Zustand ins Gleichgewicht zu bringen die ideale Seite meines Berufes ist.“

Don Gian sah den Detektiv erstaunt an. „Ihr Klient?“ wiederholte er. „Sie sind doch beauftragt worden, herauszubekommen, ob nicht vielleicht ich selbst das Dokument veruntreut und — und verkauft habe?“

Windmüller machte eine Bewegung. „Das war nur eine Möglichkeit, mit der gerechnet werden mußte, weil die menschliche Seele Tiefen verbergen kann, die man in ihr nicht vermutet,“ sagte er ernst. „Ihr Chef hat diese Möglichkeit nicht zugeben wollen und ist von vornherein mit großer Loyalität für Sie eingetreten. Ich indes, der mit der dunklen Seite der menschlichen Seele zu tun hat, mußte mich erst überzeugen, und ich freue mich, sagen zu können, daß ich jetzt ganz auf

Ihrer Seite stehe. Ob es möglich sein wird, das verlorene Dokument wieder zu erhalten, kann ich jetzt noch nicht sagen, aber ich denke, daß Ihre Unschuld zu beweisen nur noch eine Frage von kürzester Zeitdauer ist. Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich diesen Beweis hier in meiner Brieftasche. — Also eilen wir, ihn der Prüfung zu unterwerfen!"

Don Gian verlor keine Worte. Stumm reichte er dem Detektiv zu kräftigem Drucke die Hand und folgte ihm mit einem Gefühl der Erleichterung, als ob jemand ihm eine unerträglich werdende Last von den Schultern genommen hätte. Weil er aber ein guter Mensch mit tiefem Gemüt war, so mischte sich in die persönliche Erleichterung die Trauer darüber, daß seine eigene Rehabilitierung auf Kosten der Witwe seines Bruders zu geschehen hatte.

Im Vorzimmer fanden sie Cesarine auf ihrem Posten vor. Der Kammerdiener war noch nicht zurückgekehrt, und mit wiederholten Knicksen nahm sie ihr zweites Goldstück von Windmüller entgegen.

„Die Robe von Madame ist in der Tat ein Traum," sagte letzterer. „Aber sie hat doch einen Fehler — sie besitzt keine Taschen!"

„Aber Monsieur!" rief Cesarine, den Himmel mit unnachahmlichem Augenaufschlag zum Zeugen für solch eine Barbarei anrufend. „Madame ist doch keine Bäckersfrau, die sich ihre Taschen mit allem möglichen vollstopft! Madame steckt ihr Taschentuch in den Ärmel und trägt die Börse in ihrem Ledertäschchen. Und wo wollen Monsieur, daß man Taschen in einem modernen Kleide anbringen soll, das wie ein Handschuh sitzen muß?"

„Ah ja, natürlich! Daran denkt man als Mann nicht, wenn man nicht zufällig ein Schneider ist," erwiderte Windmüller.



„So ist's!“ bestätigte Cesarine, indem sie mit einem Knicks die Tür hinter den beiden Herren zuschloß, von denen sie den älteren entschieden bevorzugte. Liebevoll klimperte sie mit ihren beiden Goldstücken in dem Täschchen ihrer koketten Schürze und pries ihr Glück, das den Kammerdiener weggeführt hatte. „Also Taschen hat er in dem Kleide gesucht!“ dachte sie achselzuckend. „Ich hätte ihm die Mühe sparen können, wenn es das war, was er wollte. — Taschen! Wenn das Kleid Taschen hätte, wären sie von mir längst nachgesehen worden!“ —

„Woraus erhellt,“ murmelte Windmüller noch auf der Treppe, „daß auch einem Schneider Ideen kommen können, die ihm selbst eine Kammerfrau nicht zutraut!“

* * *

Auf der Straße vor dem Palaste angelangt, hielt Windmüller ein vorüberfahrendes leeres Auto an und gab dem Chauffeur die Adresse seiner Villa am Janiculus mit der Weisung, daß er dort wahrscheinlich würde zu warten haben.

„Ich vermute nämlich, daß wir Ihrem Chef etwas mitzuteilen haben werden,“ sagte er, als sich das Auto in Bewegung gesetzt hatte, indem er seine Brieftasche hervorzog und das Blatt daraus entnahm, das er in der Garderobe der Marchesa v. Terraferma entdeckt. Er sah es eine Weile an und reichte es dann Don Gian. „Was machen Sie daraus?“ fragte er.

„Das ist in deutscher Sprache geschrieben!“ rief der junge Diplomat überrascht. „Ich wußte nicht, daß meine Schwägerin Deutsch versteht.“

„Die meisten gebildeten Russen sprechen Deutsch,“ erwiderte Windmüller. „Donna Xenia hatte in Ihrer Familie vielleicht nur keine Gelegenheit, diese Kenntnis anzuwenden.“

„Doch, sie wußte, daß ich sehr eifrig deutsche Sprachstudien treibe, die mir für meinen Beruf neben dem Französischen und Englischen sehr von Wert sind."

„Natürlich — ein Diplomat muß alle Sprachen kennen. — Bitte, lesen Sie das Blatt durch und sagen Sie mir, was Sie daraus machen."

Don Gian tat, wie ihm geheißen, und las folgendes:

Braunschweig, 27. Februar 1912.

Morgen (erlangt) Zug sofort Festland (sie) Venedig Meldung eintreffen Frühschiff (Nachtzug) mit Reisen (heut) Weiterreise wahrscheinlich (Rom) voraussichtlich wird (Wenn) nächsten Venedig Abend (Objekt) Triest. —

Don Gian gab das Blatt, nachdem er es gelesen, mit einem Achselzucken der Enttäuschung zurück. „Geheimschrift natürlich, für die sich vielleicht der Schlüssel finden ließe. Aber wozu? Das Billett ist über ein halbes Jahr alt, kann also das nicht sein, welches meine Schwägerin zu ihrer plötzlichen Abreise veranlaßt hat, wenn schon das Wort ‚Venedig' zweimal darin vorkommt. Eine alte Mitteilung, vom 27. Februar datiert, die Donna Xenia in ihrem Kleide vergessen hat."

„Das war auch mein erster Gedanke, als ich das Blatt überflog," gab Windmüller zu. „Indes, mein Beruf weist darauf hin, nichts zu überhören und nichts zu vergessen, und darum fiel mir auch gleich wieder ein, daß Cesarine gesagt, ihre Herrin habe das Kleid, dies weiße Kleid mit Paletot und Weste, erst vor ein paar Tagen aus Paris erhalten. Wäre es anzunehmen, daß Donna Xenia Zeit gehabt hätte, ein altes Schreiben in diese verborgen angebrachte Tasche zu stecken, selbst den Fall gesetzt, daß es ihr ‚zufällig' beim Auskleiden in den Weg gekommen ist? — Kaum! Ferner ist das Papier hier nicht verlegen, nicht monatelang irgendwo

aufbewahrt worden — es ist ganz frisch; nicht weich geworden wie altes Papier, sondern glatt und tadellos weiß. Die Tinte" — damit zog er ein Vergrößerungsglas hervor und betrachtete damit genau die Schrift — „die Tinte ist frisch, wenige Tage nur auf dem Blatt — oh, ich kann das genau bestimmen. Dies Spezialstudium gehört zu meinem Beruf. Folglich ist das Datum nur ein Blender, bestimmt, irrezuführen für den Fall, daß die Mitteilung in unrechte Hände geraten wäre, oder — beim Zeus, ich hab's! — es enthält den Schlüssel für die chiffrierte Mitteilung selbst!"

„Den Schlüssel?" wiederholte Don Gian elektrisiert.

„Es kann das nur sein," entgegnete Windmüller mit einer bei ihm ungewöhnlichen Erregung. „Der Umstand, die Mitteilung, die durch persönlichen Boten in Rom am 6. September überbracht wurde, von Braunschweig mit einem über ein halbes Jahr alten Datum zu versehen, kann nur einen ganz bestimmten Zweck verfolgen, und daß dieses Blatt wirklich nicht vor sechs Monaten geschrieben worden ist, dafür stehe ich mit Hilfe dieser allerschärfsten Vergrößerungslinse ein! — Erinnern Sie sich, daß Cesarine beobachtet hat und uns genau beschrieb, wie Donna Xenia nach Empfang des Billetts sich in der Vorhalle hinsetzte, einen Bogen Papier mit Quadraten einteilte, diese numerierte und dann, das Billett in der Hand, in diese Quadrate schrieb? Wohl, es war nicht schwer zu erraten, daß sie die erhaltene Mitteilung dechiffrierte. Das bedarf kaum der Erwähnung, aber daß es dieses Blatt war, das sie entzifferte, daß sie es auf dem Weg in ihr Schlafzimmer ‚einstweilen' in die Brusttasche ihrer Weste steckte, endlich, daß gerade dieses irreführende Datum den Schlüssel der Chiffre enthält — dafür möchte ich das schönste Stück meiner Sammlung verwetten! — Wo sind wir

eben? Oh, erst auf der Piazza Cairoli! Also lassen Sie uns keine Zeit verlieren und den Rest des Wegs dazu benützen, dem Rätsel nachzusinnen!"

Und das Billett in der Hand, den Blick fest darauf richtend, versank der berühmte Gentlemandetektiv in ein tiefes Kombinationsstudium, aus dem er erst aufsah, als das Automobil vor der kleinen, hübschen Villa auf der halben Höhe des Janiculus jenseits des Tibers vorfuhr.

Windmüller befahl dem Chauffeur, zu warten, öffnete die verschlossene Pforte zu dem zierlich bepflanzten Gärtchen, das die Villa umschloß, mit einem Patentschlüssel, während er gleichzeitig die elektrische Glocke drückte, und bat Don Gian, einzutreten.

Ehe die Herren den kurzen, mit Blumenrabatten eingefaßten Gang bis zu dem Hause zurückgelegt, wurde dessen Tür von einem kleinen, drollig aussehenden Menschen mit beweglicher Spitzmausphysiognomie und kleinen, funkelnden Schweinsaugen geöffnet, den die ruhige, dunkle Livree, die er trug, wie etwas Unzugehöriges kleidete, besonders da er die Ankommenden mit militärischem Gruß empfing.

„Der Kerl kann sich die Faxen nicht abgewöhnen," murmelte Windmüller ärgerlich. — „Schnell ein Frühstück in mein Arbeitszimmer, Pfifferling!" befahl er, noch auf der Türschwelle. „Tee, Gebäck, Schinken, Eier — aber rasch! Jemand hier gewesen? Briefe gekommen?"

„Versteht sich, Herr Doktor," versicherte Pfifferling höchst inkorrekt — für seine Livree. „Briefe, mehrere Telegramme und ein zierliches Schreiben, für das ich dem Überbringer, einem schäbigen Individibum, eine Quittung schreiben mußte. Es liegt noch keine zehn Minuten oben."

„Gut. Nehmen Sie dem Herrn hier Paletot und Hut ab und trollen Sie sich. Verstanden?“

„Vollkommnement, Herr Doktor!“ erwiderte Pfifferling mit einem Kratzfuß, der in einer Posse auf einer Volksbühne Effekt gemacht hätte. „Ich verdufte!“

„Wenn Sie mal einen korrekten Diener brauchen sollten, Herr Marchese, dann holen Sie sich den Menschen,“ sagte Windmüller lachend, als er seinen Gast die Treppe hinaufgeleitete, die wie die kleine Vorhalle mit seltenen alten Waffen aller Länder dekoriert war. „Die Livree ist aber nur Blendwerk — Pfifferling ist nämlich mein Faktotum, zu dem er sich aus eigener Machtvollkommenheit gemacht hat. Er führt mit mir das alte Märchen von Sintbad, dem Meerfahrer, auf, indem er den Meergreis mimt, den ich nicht mehr loswerden kann. Aber er fängt an, sich zu machen, was seine bescheidene Mitwirkung an meiner Arbeit betrifft — zum Diener hat unser Herrgott ihn in seinem Zorne werden lassen.“

Don Gian folgte seinem Wirte mit unwillkürlich erwachter Aufmerksamkeit in das Gemach, das er als sein Arbeitszimmer bezeichnet hatte. Es war mehr eine Bibliothek, denn die Wände waren mit Bücherregalen bis auf Manneshöhe bedeckt und zuoberst mit allen nur möglichen Gegenständen bestellt: Büsten, Vasen, antiken Fragmenten; Gemälde wechselten in zwangloser Reihe miteinander ab, aber in dem ganzen Arrangement verriet sich der wohlgeschulte Liebhaber, der seine Schätze nicht wahllos hier aufgestapelt. In der Mitte des schönen, großen Raumes stand ein großer, kostbarer Schreibtisch von Boule, bedeckt mit Papieren, Aktenfaszikeln, Büchern, und auf der ledernen Mappe mit dem davorgeschobenen Lehnsessel, einem Prachtstück des

Cinquecento, lagen wohlgeordnet die eingelaufenen Briefe und Telegramme.

Windmüller bat seinen Gast, vor einem leeren eingelegten Tisch in der einen Fensternische Platz zu nehmen, und setzte sich dann selbst vor seinen Schreibtisch, um die Depeschen zu durchfliegen, die er nebst dem einen markenlosen Briefe mit einem Stück orientalischen Jaspis beschwert neben sich hinlegte, und Don Gian, der ihm mit unverhohlen brennendem Interesse zusah, machte die Beobachtung, daß sein Wirt während dieser mit Methode betriebenen Beschäftigung sehr nachdenklich aussah, als ob ihm ein neues Rätsel in den Weg getreten wäre.

„Alles zu seiner Zeit, Herr Marchese," sagte Windmüller, das Gesicht seinem Gast zuwendend, der erstaunt zurückfuhr und sich fragte, ob er seine Beobachtung unbewußt in Worte gekleidet. „Es scheint in der Tat, als ob wir in eine neue Phase der Angelegenheit getreten wären. Ehe wir jedoch auf diese eingehen, müssen wir suchen, das chiffrierte Billett zu enträtseln. Wenn der Schlüssel paßt, auf den ich unterwegs geraten bin, dann werden wir bald klüger sein. Ich habe so viel mit Geheimschriften zu tun, die ein ganzes Studium für mich gebildet haben und immer noch bilden, daß mir so leicht keine unzugänglich ist. Also, ans Werk!"

Don Gian sah mit fieberhafter Spannung zu, wie Windmüller einen leeren Papierbogen in Quadrate mit dem Bleistift einteilte, diese Quadrate von 1 bis 24 numerierte und dann, den linken Zeigefinger gewissermaßen als Weiser auf dem chiffrierten Blatte führend, in die Quadrate zu schreiben begann.

Er war damit noch eifrig beschäftigt, als Pfifferling mit dem Frühstück erschien, das Brett auf einen Wink

seines Brotherrn auf den Tisch vor den Gast stellte und dann schleunigst wieder verschwand.

Mechanisch goß Don Gian sich eine Tasse Tee ein und trank sie rasch aus, aber seine Nerven waren in einem Zustande der Erwartung, daß er vorläufig noch keinen Bissen hinuntergebracht hätte.

Da sah Windmüller auf. „Die Sache war einfacher, als ich gedacht,“ sagte er. „Das Datum ist's, das den Schlüssel enthält, wie ich es angenommen; es war der ‚Vogel, der die Geschichte verraten hat‘. Einen Augenblick wollten mich die eingeklammerten, einfach und doppelt unterstrichenen Worte aus dem Sattel heben, aber auch sie fügten sich dann wie von selbst dem Ganzen ein. Doch ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen. Der dechiffrierte Inhalt des Billetts lautet: ‚Festland‘ — das ist die deutsche Übersetzung Ihres Namens Terraferma — ‚Festland wird morgen abend voraussichtlich Venedig eintreffen. Weiterreise Triest Frühschiff wahrscheinlich. Reisen Sie heut mit Nachtzug Venedig. Wenn Objekt erlangt, nächsten Zug Rom. Sofort Meldung.‘ — Nun, Herr Marchese, dieses kostbare Blättchen bestätigt zwar Ihren Verdacht über die Beschäftigung und Einnahmequellen Ihrer Frau Schwägerin, aber es ist auch Ihre eigene, vollständige Rechtfertigung, zu der ich Sie von Herzen beglückwünsche —“

„Und die Bestätigung, daß dieses inhaltschwere Dokument in den Händen derer ist, die es gegen mein Vaterland bis zum äußersten ausnützen werden!“ rief Don Gian aufspringend.

„In dieser Beziehung ist das letzte Wort noch nicht gesprochen,“ erwiderte Windmüller mit Nachdruck. „Auf alle Fälle stehen Sie rein da; Sie sind das Opfer eines Verrates und einer Intrigantin geworden, die ihre

Netze mit einer Berechnung gelegt hat, die fast alles Dagewesene übersteigt. Doch davon später. Hier diese Depeschen meiner Agenten melden mir, daß Donna Xenia auf keiner der Etappen, die sie auf ihrer vermutlichen Weiterreise berühren mußte, eingetroffen ist. Eine Verkleidung, die ja eigentlich anzunehmen war, scheint nach den Berichten zwar ausgeschlossen, aber es ist immerhin möglich, daß sie unter einer solchen doch noch durchgeschlüpft ist. Nun aber sehen wir aus diesem chiffrierten Billett, daß Donna Xenia den Befehl hatte, mit dem erlangten Objekt nach Rom zurückzukehren und sich damit sofort bei ihren Auftraggebern zu melden. Daß sie in ihrer Wohnung jedoch nicht eingetroffen ist, davon haben wir uns vorhin überzeugt, und dieser Zettel, den mein Agent vor unserer Ankunft in meinem Hause hier abgegeben hat, meldet mir, ‚daß das Ausbleiben der Marchesa Terraferma an zuständiger Stelle' — um keine Namen zu nennen — ‚Unruhe und Bestürzung verursacht hat'. Mithin ist ‚man' auch dort ohne Nachricht über sie, hat — was für Ihre Regierung das Wesentliche ist — das bewußte Dokument nicht oder wenigstens noch nicht in Händen."

Windmüller hielt ein und sah seinen Gast an, der näher getreten war und sich über den Schreibtisch herüberlehnte.

„Sie hatte Befehl, nach Rom mit dem Dokument zurückzukehren, und hat es nicht getan!" rief Gian aus. „Ja, um alles in der Welt — wo ist sie dann hingekommen?"

„Das zu ergründen, wird meine Arbeit sein," erwiderte Windmüller sinnend. „Es gibt — soweit ich es im Augenblick übersehen kann — drei Möglichkeiten: sie ist beseitigt worden von Leuten, die auch ein Interesse an dem Dokument haben, oder sie hat dieser an-

deren Seite das Dokument freiwillig ausgeliefert und findet nun für gut, sich ihren Auftraggebern zu entziehen, bis es wieder sicher ist —“

„Meine Schwägerin hat ihren kleinen Koffer, der nur das Nötigste für die Nacht und eine einzige Abendtoilette enthält, in Venedig zurückgelassen,“ unterbrach ihn Don Gian kopfschüttelnd. „Eine Person von ihren Ansprüchen geht nicht mit sozusagen nichts auf eine Reise von unbestimmter Dauer.“

„Mit Geld in der Hand kann man alles kaufen, was man braucht oder zu brauchen glaubt,“ entgegnete Windmüller ruhig. „Es war sehr geschickt, den Trick, wenn sie einen beabsichtigt hat, ohne Reisegepäck auszuführen. Das macht den Verdacht einer Beseitigung wahrscheinlicher, und der Befehl für Cesarine, das Maskenkostüm für den Basar zu gestern abend bereitzulegen, unterstützt ihn, unterstreicht ihn gewissermaßen. Anderseits blieb ihr nichts anderes übrig, als Ihr Haus in Venedig unbeschwert von jedem Reisegepäck zu verlassen, wenn sie es unbeobachtet tun wollte, tun mußte, um heil und ungefragt herauszukommen. — Und dann ist noch die dritte, aber unwahrscheinlichste Möglichkeit, daß Donna Xenia sich dadurch, daß sie alle Ausgänge des Hauses verschlossen fand, genötigt sah, sich in demselben zu verbergen, bis die Gelegenheit sich bot, unbemerkt hinauszuschlüpfen.“

„Das ist so ungefähr, was mein Portier behauptete,“ sagte Don Gian kopfschüttelnd. „Ich glaube zwar nicht daran, habe aber für alle Fälle einen Geheimpolizisten in mein Haus genommen, der die Ausgänge nicht nur zu bewachen, sondern auch zu verhindern hat, daß Donna Xenia den Palast verläßt. Ob das erlaubt ist oder nicht, darum konnte ich mich nicht kümmern. Meine Großmutter versprach mir, auf alle Fälle Nachricht zu

geben, und diese liegt wohl jetzt schon in meiner Wohnung. Ich zweifle nicht, daß sie eine negative ist, denn meine Schwägerin dürfte sich vorher versichert haben, wie und auf welchem Wege sie das Haus verlassen konnte. Sie hat es sicher nicht darauf ankommen lassen, ob sie die Schlüssel in den Schlössern der Ausgänge finden würde oder nicht, sondern sich vorgesehen. Das Sonderbare dabei ist — und es gibt Ihrer dritten Möglichkeit das meiste Recht — daß mein Portier darauf schwört, alle Ausgänge seien früh innen verriegelt gewesen."

„Was für einen Ihnen unbekannten geheimen Ausgang spräche," schloß Windmüller aufstehend. „Und nun, Herr Marchese, essen Sie schnell etwas — einen Bissen Schinken, ein paar Eier. Ich helfe Ihnen dabei, und dann wollen wir über Ihre Wohnung, um dort nachzusehen, ob und welche Botschaft Sie von daheim erwartet, zu Ihrem Chef zurückkehren und ihm Bericht erstatten. Und da es ihn freuen wird, Sie frei von jedem Verdachte zu wissen, so wollen wir uns beeilen — abgesehen davon, daß auch ich so rasch wie möglich in Aktion treten muß, um zu versuchen, das geraubte Dokument wiederzuerlangen."

Don Gian sah ein, daß gegen Windmüllers menschenfreundliche Anordnung nichts zu wollen war, und zwang sich, das vorgesetzte Frühstück zu sich zu nehmen.

In der Tat fühlte er sich danach und nicht zum mindesten im Verein mit dem in Windmüllers Brusttasche ruhenden Beweis seiner Schuldlosigkeit wesentlich gekräftigt, als er nach wenigen Minuten wieder neben dem Detektiv im Automobil saß und zunächst seiner Wohnung an der Piazza Colonna auf dem kürzesten Wege entgegenfuhr.

Windmüller sprach unterwegs keine zehn Worte;

er war in tiefes Sinnen versunken, und Don Gian hatte auch genug zu denken, um ein Gespräch zu vermissen. Als das Auto vor dem alten Palast, in dem er seine Mietwohnung hatte, hielt, eilte er allein hinauf, um nach einer etwa eingetroffenen Nachricht zu sehen.

Er fand ein Telegramm seiner Großmutter, in früher Morgenstunde aufgegeben, vor, das, wie er es eigentlich ja auch erwartet hatte, nur die Worte enthielt: „Von Xenia nichts gehört und gesehen. Grüße. Nonna." Er eilte damit wieder zu dem Wartenden zurück und fuhr mit ihm zu seinem Chef, der die Gemeldeten sofort vorließ und ihnen mit einem, seine Ungeduld verratenden „Nun — was gibt's Neues?" entgegentrat.

„Viel und — nichts," erwiderte Windmüller und erstattete ohne Verweilen seinen Bericht, indem er das gefundene Billett und dessen Dechiffrierung vorlegte. „Exzellenz haben damit auch die nicht ganz wertlose Kenntnis der angewendeten Geheimschrift erlangt," schloß er. „Diese muß ja natürlich gewechselt werden, wie wir Eingeweihten alle wissen — um dem Vorteil vorzubeugen, den die nicht Zuständigen daraus bei einem etwaigen Verrat ziehen können; indes wird diese Formel wohl jetzt die ‚dort' angewendete bleiben, falls der Verdacht, daß dieses Billett in unsere Hände gefallen ist, nicht zur Gewißheit wird. Die Ohren jedoch, die gehört haben, daß der Marchese Terraferma beauftragt werden würde, das bewußte Dokument nach Wien zu bringen, können in diesem Augenblick auch hören, daß der Auftrag an die Principessa in unseren Händen und der Schlüssel der Geheimschrift gefunden ist."

„Ich hoffe und glaube das nicht," erwiderte der Minister grimmig. „Ich habe vor kaum einer halben Stunde den Bericht des Chefs unserer Geheimpolizei erhalten, daß sich an dem verhängnisvollen Tage, an

welchem die Reise Terrafermas beschlossen wurde, unter den Arbeitern, die hier im Ministerium eine neue elektrische Anlage zu machen hatten, ein Mann befand, der sich nach Angabe der Dienerschaft mehrmals in dem großen Hause ‚verirrt' haben wollte. So gab er wenigstens an, als er zu wiederholten Malen in diesem Teil des Palastes betroffen wurde. Der Mann, der Basilio Mamerti zu heißen vorgab, war den anderen Arbeitern unbekannt und nach ihnen erschienen mit der Angabe, daß der Padrone des Geschäfts ihn nachgesandt habe, um gewisse Teile der Anlage nachzuprüfen. Diese an sich recht unglaubwürdige Angabe wurde indes anstandslos hingenommen, und ich zweifle nicht, daß dieser Mann es war, der — wahrscheinlich mit Hilfe eines bestochenen Individuums — in dem Hause einen bequemen Lauscherposten fand."

„Daran zweifle ich auch nicht," meinte Windmüller trocken. „Hoffen wir also, daß dieser Posten im Augenblick unbesetzt ist, denn wenn auch die Geheimpolizei nach dem schönen Grundsatz: ‚Eile mit Weile' diesen rätselhaften Basilio Mamerti jedenfalls nicht im Geiste dingfest gemacht haben dürfte, wobei es ja auch bleiben wird, so hat doch der Mann inzwischen längst Zeit gehabt, zu verduften. Allein er liegt außer dem Bereiche meiner Aufgabe, die jetzt wohl einzig und allein darin besteht, die Marchesa Terraferma zu suchen. Daß sie von — von der Seite, in deren Auftrage sie ihre Fahrt nach Venedig unternahm, vermißt wird, wissen wir —"

„So sagten Sie," unterbrach ihn der Minister. „Darf ich fragen, wie Sie zu dieser Information gekommen sind?"

„Gewiß dürfen Exzellenz fragen," erwiderte Windmüller liebenswürdig, „aber eigentlich dürfte ich darauf nicht antworten. Indes erkenne ich das Recht an, mit

dem Exzellenz eine Garantie für die Zuverlässigkeit dieser Angabe verlangen können. Nun, ich habe an eben jener Stelle, welche die Marchesa Terraferma als politische Agentin beschäftigt, eine kleine Aufgabe zu lösen — oh, keine politische, nichts, was unsere Sache stört, nur ein ganz gewöhnlicher Fall von — hm — Kleptomanie. Da ich es für Kraftvergeudung halte, mir meine Zeit damit zu vertrödeln, so habe ich einen meiner Agenten in der hübschen und netten Rolle eines Kronleuchterreinigers, der gerade dort gebraucht wurde, eingeschmuggelt. Er ist ein intelligenter und geschickter Mann, mein Agent, der seine Ohren und Augen zu gebrauchen weiß — ein hübscher Mensch außerdem, der diesen Vorzug bei Stubenmädchen und Kammerzofen zur Geltung zu bringen versteht. Die Hauptsache aber ist: er ist sehr zuverlässig in seinen Angaben, und — er wird noch ein paar Tage mit dem Reinigen der vielen Kronleuchter in dem Botschaftspalaste zu tun haben, so daß die Nachrichten über die Marchesa Donna Xenia uns ganz warm erreichen werden — Sie wenigstens, Exzellenz, denn ich werde mich unverzüglich auf die Suche nach ihr begeben und als Ausgangspunkt Venedig wählen, wo ich mir eine kurze Gastfreundschaft von dem Herrn Marchese erbitte."

Don Gian wollte sofort bejahend antworten, aber der Minister fiel ihm ins Wort.

„Sie sollen den Herrn Doktor begleiten, Terraferma," rief er freundlich. „Einmal dürfte Ihre Anwesenheit dort an sich von Nutzen sein, und dann sollen Sie sich daheim bei den Ihrigen von dem Nervenchok erholen, der, wie ich nur zu gut sehe, selbst Ihre gesunde Natur stark ins Wanken gebracht hat. Ja, ja, Sie haben Urlaub — ich will mir meinen Sekretär erhalten und ihn nicht gleich in das Joch der Arbeit spannen — Sie

würden ja doch jetzt nichts leisten können. — Nein, fassen Sie es nicht falsch auf: Sie haben mein volles Vertrauen und hatten es selbst im Augenblick des ersten Schreckens, und niemand freut sich mehr als ich, daß Ihre Schuldlosigkeit, für die ich gleich und ohne Zögern eingetreten bin, so glänzend bewiesen worden ist. Doktor Windmüller ist mein Zeuge, daß ich an Ihnen nicht gezweifelt habe, und wenn er erst sehen und prüfen wollte und mußte, so war dies nicht mehr, als auch ich zu tun verpflichtet war. — Es ist Ihnen doch recht, Herr Doktor, daß der Marchese Sie begleitet?"

„Exzellenz sind mir damit zuvorgekommen — ich hatte darum bitten wollen," erwiderte Windmüller verbindlich. „Und nun lassen Sie uns keine Zeit verlieren — wir können den Mittagszug noch erreichen."

„Sie haben jedenfalls aber noch Zeit, um mir einen Wink über den Schlüssel der Chiffre dieses wichtigen Billetts geben zu können," bemerkte der Minister, auf das im Kleide der Marchesa gefundene Schriftstück deutend, das auf seinem Schreibtische lag.

„Gern," entgegnete Windmüller mit einem Blick auf die Uhr. „Die Sache ist eigentlich von größter Einfachheit — wenn man sie erst weg hat. Das Datum war's, das mir auf die Spur half — das Datum vom 27. Februar auf einem frischen Papier mit ebenso frischer Tinte geschrieben — und dieser Zettel in einem Kleide, das erst vor ein paar Tagen vom Schneider aus Paris gekommen ist. Ferner die von der Zofe beobachtete Einteilung eines anderen Papiers in Quadrate, das Numerieren derselben. Gut. Ich numerierte auch — von 1 bis 25, so viel Ziffern, als das Alphabet Buchstaben hat. Und dann versuchte ich, die Worte der chiffrierten Botschaft in der Reihe, in der sie standen, in die Quadrate einzutragen. Doch das klappte nicht,

und ich sah, daß die eingeklammerten, einfach und doppelt unterstrichenen Worte ihren besonderen Sinn haben mußten. Nochmals das Datum durchprüfend, kam mir die Erleuchtung: es enthält mehrere Buchstaben doppelt, einen, das r, dreifach, zwei Buchstaben sogar vierfach, denn die Ziffern in 27 und 1912 sind natürlich gleichbedeutend mit den entsprechenden Lettern der Alphabetreihe. Die Klammern und Unterstreichungen konnten also nur die erste, zweite, dritte und vierte Wiederholung desselben Buchstabens bedeuten, und so trug ich denn den Wortlaut des Billetts nach dem Schlüssel des Datums oder Buchstabenzeigers in die entsprechend bezifferten Quadrate ein, das zweite a, b, u, r einklammernd, das dritte einfach, das vierte zweimal unterstreichend, las dann, abermals der Buchstabenfolge des Datums nachgehend, den Text im Zusammenhange ab und schrieb ihn so unter die Chiffre, wie er vor Ihnen liegt."

„Höchst geistvoll!" rief der Minister, welcher der Erklärung mit dem Stift in der Hand gefolgt war und das gleiche Resultat wie die ihm vorliegende Entzifferung erzielt hatte. „Und zu dieser Lösung, die unsere Experten vielleicht eine Woche und dann noch ohne Resultat beschäftigt hätte, haben Sie eine halbe Stunde gebraucht! Es ist wunderbar!"

„Exzellenz — Sie schmeicheln mir," rief Windmüller abwehrend, aber doch nicht ohne ein befriedigtes Schmunzeln. „Zwischen mir und Ihren Sachverständigen ist eben der Unterschied, daß hinter ihnen nicht die Notwendigkeit der Eile steht, die bei mir die Rolle des Wetzsteines für die Klinge meiner Gehirntätigkeit spielt. In einem Falle wie diesem, wo jede Stunde von dringendster Wichtigkeit für schnelles Handeln ist, darf man die Lösung eines im Wege stehenden

Rätsels nicht einer weitschichtigen Analyse unterziehen, sondern muß sich aufs Raten verlegen. Es gibt sehr kluge und sehr gelehrte Leute, die im Leben nicht imstande sind, die einfachste Scharade zu raten, und wiederum notorisch Beschränkte, die sofort auf das richtige Wort kommen. Zwischen diesen beiden Sorten stehe ich; ich lebe von meiner Fähigkeit, rasch zu denken, und schließlich ist ja alles im Leben nur Übungs- und Gewohnheitssache. — Nun aber wollen wir uns empfehlen, Exzellenz, denn ich muß noch heim, um meine Befehle zu geben für die Zeit meiner Abwesenheit."

* * *

Das wartende Automobil entführte Windmüller allein nach seinem Hause, während Don Gian den kurzen Weg nach seiner Wohnung zu Fuß zurücklegte, dort noch einige Sachen packte, auf den Bahnhof fuhr und dort, nachdem er sein Gepäck aufgegeben und die Fahrkarten für sich und Windmüller besorgt hatte, auf den letzteren, wie verabredet, am Eingang bei dem Zeitungsverkauf wartete.

Die Zeit drängte nicht gerade, aber sie schritt doch merklich vor, und Don Gian fing an besorgt zu werden, ob sein Begleiter auch noch rechtzeitig eintreffen würde. Um das Warten abzukürzen, kaufte er die neuesten Zeitungen, und als er sich damit umwendete, stand er dem russischen Kammerdiener seiner Schwägerin gegenüber, der eben in die Eingangshalle getreten war und beim plötzlichen Anblick des jungen Diplomaten zwar sofort den Hut zog, aber den Ausdruck seiner Überraschung über diese unerwartete Begegnung nicht verbergen konnte.

„Der Herr Marchese wollen die Frau Marchesa auch empfangen?" fragte er zwar respektvoll, aber doch so

dringlich, daß Don Gian den Mann etwas hochmütig musterte, ehe er, ganz auf der Hut, nach einer kleinen Pause antwortete: „Erwarten denn Sie die Frau Marchesa jetzt?“

Der Kammerdiener räusperte sich. „Durchlaucht haben zwar nicht befohlen, aber ich denke doch, sie werden mit dem Expreßzug jetzt eintreffen, und daher wollte ich nicht ermangeln, auf alle Fälle zur Stelle zu sein.“

„Sehr richtig,“ murmelte Don Gian scheinbar uninteressiert, indem er sich mit einem Kopfnicken abwandte und Windmüller langsam folgte, der, während Iwan sprach, hinter ihm in die Halle getreten war und seinem Reisegefährten ein Zeichen gemacht hatte, das dieser nicht mißverstand.

Der vorausgehende Detektiv hatte sich inzwischen schon mit dem Mann an der Bahnsteigsperre verständigt und war, als Don Gian diesem die beiden Fahrkarten vorwies, samt seiner Reisetasche, die er selbst trug, schon weit vorausgeeilt und in ein leeres Abteil erster Klasse gestiegen.

„Tun Sie, als ob Sie nicht zu mir gehörten,“ sagte er hastig, als Don Gian sich gleichfalls anschickte, einzusteigen. „Gehen Sie in ein anderes Abteil und kommen Sie erst während der Fahrt hier herein. Iwan dürfte seine Bahnsteigkarte schon haben, aber ich glaube nicht, daß er mich gesehen hat.“

Don Gian tat, als ob er sich eines anderen besonnen hätte, und schlenderte zum nächsten Wagen, aber ein rascher Blick nach dem Eingang hatte ihn davon überzeugt, daß Iwan in der Tat den Bahnsteig schon betreten hatte. Die Absicht war klar, denn da der Eilzug Venedig—Mailand auf einem anderen Gleis einlief, so war es nicht schwer zu erraten, daß er zu wissen

wünschte, ob der Schwager seiner Herrin mit diesem Zuge abreisen oder jemand Abreisenden sehen wolle.

Da es nun unvermeidlich schien, dem Manne diese Gewißheit zu verschaffen, so blieb Don Gian nichts übrig, als in den Zug zu steigen, aber er lehnte sich, scheinbar das Publikum betrachtend, aus dem Fenster, um sich zu vergewissern, ob Iwan sonst noch die Reisenden zu beobachten die Absicht hatte. Natürlich wußte er, daß Windmüller nur auf den Gang auf der dem Bahnsteig abgekehrten Seite des Wagens zu treten brauchte, um sich dem Blick des Kammerdieners zu entziehen, aber es war doch immer gut, zu wissen, ob er von dem letzteren doch vorher gesehen worden war. Es schien ja nichts darauf zu deuten, indes wollte das noch nichts sagen.

„Ich glaube nicht, daß er mich gesehen, wenigstens nicht, daß er mich beachtet hat," war Windmüllers erstes Wort, als Don Gian, nachdem der Zug den Bahnhof verlassen, herüber in sein Abteil gekommen war. „Ich sah ihn dermaßen in Ihren Anblick versenkt, daß ich, wie ich denke, unbeachtet an ihm vorbeihasten konnte. Was wollte denn der Mensch von Ihnen?"

„Iwan war so überrascht, mich auf dem Bahnhof zu finden, daß er sich so weit vergaß, mich zu fragen, ob ich die Frau Marchesa auch zu empfangen käme. Demnach ist sie nicht nur nicht inzwischen eingetroffen, sondern man weiß im Hauptquartier auch noch nicht, wo sie ist. Noch nicht!"

„Ich möchte danach prophezeien, daß ‚man' darüber auch noch einige Zeit in Ungewißheit bleiben wird," meinte Windmüller nachdenklich. „Die Sache fängt nun nachgerade an, ein ernstes Gesicht anzunehmen. Die Möglichkeit, daß Ihrer Schwägerin etwas zugestoßen ist, tritt vor der Annahme, sie könnte mit

dem Dokument eigene Zwecke verfolgt haben, stärker in den Vordergrund. In beiden Fällen aber scheint es fast sicher, daß jemand anderes dem Dokument nachgestellt hat, um es wahrscheinlich für seinen eigenen Nutzen zu verwerten, entweder also es den Absendern zum Rückkauf oder den Interessenten für einen Phantasiepreis anzubieten. Natürlich ist damit noch nicht gesagt, daß eine Mitwirkung von Donna Xenia ausgeschlossen ist, obwohl ich persönlich diese Annahme ausschalten möchte. Ich kenne die Dame nicht, kann also für ihre Integrität nicht eintreten, aber wenn sie so klug ist, wie sie sein muß, um von jener Seite politisch beschäftigt zu werden, so wird sie wissen, daß die Gefährlichkeit eines solchen Spieles mit dem Einsatz in keinem Verhältnis steht."

Don Gian zuckte die Achseln. „Meine Schwägerin posiert als ‚kapriziöse Frau', aber sie ist dreimal so klug, als sie launisch und unberechenbar ist. Sie wird sicher ihren Hals nicht in eine Schlinge legen, die sich zuziehen könnte. Ich habe keine anderen Sympathien für sie, als daß sie meines Bruders Witwe ist, aber aus diesem letzteren Grunde und rein menschlich gesprochen, hoffe ich von Herzen, daß ihr nichts — zugestoßen ist, wie Sie eben sagten."

„Es deutet alles darauf hin, Herr Marchese," erwiderte Windmüller ernst. „Damit brauchen wir freilich noch nicht gleich das Schlimmste anzunehmen."

„Aber man läßt die Leute doch heutzutage in einem Kulturstaate nicht mehr einfach verschwinden!" fiel Don Gian ein.

„Hm — meinen Sie?" fragte Windmüller trocken. „Wir müssen jedenfalls auch mit dieser Möglichkeit rechnen, und wenn sie Wirklichkeit ist, so werden wir sehr bald darüber hören. Wie die Sachen sich bis zur Stunde

entwickelt haben, dürfen Sie aber nicht unbedingt darauf rechnen, daß ich das Rätsel werde lösen können. Einer kürzlich veröffentlichten Statistik zufolge verschwinden jährlich ungefähr zweitausend Personen so spurlos, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Freilich besteht der größte Prozentsatz dieser Vermißten aus Vergnügungsreisenden. Ich gebe jedenfalls keine Schlacht für verloren, ehe ich mich nicht geschlagen fühle, und das tue ich im Falle der Donna Xenia durchaus noch nicht. Ich bezweifle zunächst, daß die Marchesa mit dem Zuge, der den unseren eben gekreuzt hat, in Rom eintrifft; wir werden es in Florenz, wohin ich mir eine Depesche bestellt habe, erfahren. Aber ich zweifle nicht, daß man, dank dem Herrn Iwan, in seinem Hauptquartier jetzt schon weiß, daß Sie mit diesem Zuge abgereist sind; daß ich mit Ihnen in der Wohnung der Marchesa war, weiß man seit Stunden schon, denn Cesarine, diese Perle, wird mit ihrer Personalbeschreibung vor dem Kammerdiener ebenso beredt gewesen sein, wie ich selbst sie gefunden, besonders wenn — was ich annehme — der Herr Iwan diese Beredsamkeit gut bezahlt hat."

Wie Windmüller es vorausgesehen, enthielt das ihn in Florenz erwartende Telegramm die Nachricht, daß Donna Xenia in Rom wiederum nicht eingetroffen war, und damit begann Don Gian eigentlich zum ersten Male eine gewisse Beunruhigung in bezug auf seine Schwägerin zu empfinden.

„Es muß ihr in der Tat etwas zugestoßen sein," bemerkte er unbehaglich.

„Ich fürchte es auch," gab Windmüller lakonisch zu.

In Bologna stieg er aus, um beim Bahnhofvorsteher ein zweites und drittes Telegramm, die dort auf ihn warteten, in Empfang zu nehmen. Er gab beide

Don Gian zu lesen. Das erste war von dem Minister und teilte mit, daß keinerlei Anzeichen gemeldet worden wären, die darauf schließen ließen, daß das bewußte Dokument in den Händen oder zur Kenntnis der türkischen Regierung gelangt sei.

„Gott sei Lob und Dank dafür!“ kam es Don Gian dabei aus vollster Seele. „Und doch kann die nächste Stunde schon das Gefürchtete bringen. Und ich bin die mittelbare Ursache dazu!“

„Wie der Blitzableiter, den man vergessen hat zu vergolden, und trotz welchem es nun in der Kirche einschlägt,“ bemerkte Windmüller und setzte scharf hinzu: „Verrennen Sie sich nicht in diese Vorstellung, Herr Marchese! Sie sind an der ganzen Sache so schuldlos wie ein neugeborenes Kind, und solange Ihr Gewissen Sie von der kleinsten Nachlässigkeit freispricht, dürfen und sollen Sie eine solche Last nicht auf sich laden!“

Don Gian seufzte und las das zweite Telegramm, das Windmüller ihm reichte. Es kam von seinem Agenten und berichtete, daß in Rom die Unruhe und Besorgnis über das Ausbleiben Donna Xenias im Zunehmen begriffen sei, um so mehr, als die Rückkehr des Marchese Terraferma und seine neue Abreise, namentlich aber sein Besuch in früher Morgenstunde in der Wohnung seiner Schwägerin als ein Beweis, daß auch er nichts über den Verbleib der Dame wüßte, geradezu Bestürzung hervorgerufen habe.

Beide Herren schwiegen und lehnten sich in schweren Gedanken in ihre Ecken zurück. Gian wurden die Augen schwer; sie brannten ihm vor Übermüdung, aber die Gedanken hielten ihn wach, alle Nerven in ihm bebten — freilich war ja der Verdacht von ihm genommen, ein Landesverräter zu sein, aber noch schwebte das Damoklesschwert unberechenbarer Folgen über seinem

Vaterlande, falls das Dokument nicht wiedergefunden wurde, und ein Mitglied seiner Familie war es, das den Verrat ausgeübt, sich für ihn hatte — bezahlen lassen! Darüber kam er nicht weg: seines eigenen geliebten und betrauerten Bruders Witwe eine bezahlte Spionin gegen das Land, dem sie gesetzlich angehörte! Die alte Marchesa hatte schon recht: diese ausländischen Heiraten brachten keinen Segen! Und das früher bestandene Verbot, nach dem ein Diplomat keine Ausländerin heiraten durfte, war ein sehr richtiges. Natürlich, da der verstorbene Marchese Terraferma nicht in der diplomatischen Laufbahn sich befunden, war diese Betrachtung auch nicht zur Sache gehörig; Don Gian aber hatte damit einen Rückblick verbunden, indem er vor Jahr und Tag selbst drauf und dran gewesen war, eine sehr hübsche und steinreiche Amerikanerin aus gutem Hause zu heiraten. Sie hatte unverhohlen mit ihm geflirtet und ihm dadurch ebenso unverhohlen geschmeichelt, doch als er so weit mit sich im reinen war, das entscheidende Wort zu sprechen, teilte sie ihm freundlicherweise selbst mit, daß sie sich mit einem englischen Herzog verlobt habe.

Dieses Erlebnis hatte Don Gian — wie der Mensch nun einmal ist — im Zusammentreffen mit der ihm so unsympathischen Schwägerin gegen das Ausländertum im allgemeinen und gegen seine weiblichen Vertreterinnen im besonderen ungünstig beeinflußt. Nicht, daß sein Herz sonderlich beteiligt gewesen wäre. Er hatte die hübsche, muntere Amerikanerin eben durchaus schick gefunden und fest geglaubt, auch ohne jenes tiefere Gefühl, das man die Liebe nennt, die Reise durchs Leben machen zu können und auf dem Fuße einer ausgezeichneten Kameradschaft mit ihr das berühmte „große Los" zu ziehen — — das war alles

auf dem Hintergrunde ihres Reichtums, der ihm für seine Laufbahn recht wünschenswert erschien. Was also bei dieser Angelegenheit ihn traf, war die Verletzung seiner Eitelkeit und Eigenliebe, denn auch der beste Mensch ist nicht frei davon.

Don Gians Gedanken gingen immer weiter spazieren, und endlich schloß er die schmerzenden, brennenden Augen und zwang sein Sinnen auf lauter nichtige, unwesentliche Dinge und Personen. Aber sobald er sich eine solche recht deutlich vorgestellt, verwandelte sie sich in die kleine, elfenhafte Gestalt seiner Schwägerin mit ihren gleitenden Bewegungen, die ihn immer an die einer Schlange erinnerten; er sah ihr kleines, feines, blasses Gesichtchen mit den übergroßen Augen vor sich — sie schienen ihn flehend anzublicken, der süße Mund öffnete sich, um zu sprechen — und mit einem Schrei fuhr er in die Höhe. Er war eingeschlafen und hatte geträumt.

Es war lange nach Mitternacht, als der Zug in Venedig anlangte. Da Don Gian seine und Windmüllers Ankunft telegraphisch gemeldet, so erwartete sie die Gondel der alten Marchesa, und die beiden Ruderer brachten das lange, schlanke Fahrzeug durch die jetzt ganz stillen und verlassenen Kanäle rasch vor den Palazzo Terraferma dalla Luna, in dessen Portal Agostino, der Portier, der Kammerdiener sowie ein Lakai wartend standen, um das Gepäck in Empfang zu nehmen und die Herren in ihre Zimmer zu führen.

„Ihre Exzellenz die Frau Marchesa und Donna Loredana sind auf den Wunsch des Herrn Marchese schlafen gegangen und haben nicht gewartet," meldete Sebastiano, der Kammerdiener, in dem diskreten Ton des Dieners eines großen Hauses. „Ein kalter Imbiß für die Herren steht in ihren Zimmern serviert."

„Das ist gut," erwiderte Don Gian. „Sonst nichts Neues? Die Signora Principessa ist nicht wiedergekommen?"

„Nein, Herr Marchese. Es ist auch keine Order gekommen, ob und wohin der Koffer von Altezza zu senden ist," erwiderte Sebastiano, indem er zur Treppe vorausschritt.

Don Gian sah Windmüller an, aber dieser schien in den Anblick der riesigen Halle versenkt, in die sie direkt aus der Gondel eingetreten waren, eine Halle, wie sie nur ein venezianischer Palast haben kann, mit Marmorfliesen, einer Decke von vergoldeten und bemalten Balken, von der schmiedeeiserne Laternen in riesigen Dimensionen herabhingen, und wenn das elektrische Licht sich auch darin als ein Zeichen der Neuzeit eingeschlichen hatte, so konnte auch dieses nur einen gewissen Radius durchdringen, und in all den entfernteren Ecken und Winkeln schliefen die Schatten der Vergangenheit und hüllten sie in tiefes, geheimnisvolles Dunkel, während in dem Hofe der uralte Brunnen über der längst geschlossenen Zisterne von dem darüber stehenden goldenen Monde phantastisch beleuchtet wurde, um die den Hof umgebenden Säulenhallen in um so tieferer, fast samtschwarzer Finsternis erscheinen zu lassen.

„Darf ich bitten, Herr Doktor?" lud Don Gian seinen Gast ein, ihm voranzugehen. — „Oh, und ehe ich's vergesse," setzte er, zu dem Majordomo gewendet, hinzu, „ich sah beim Kommen von der Gondel aus oben im ersten Stock ein Fenster offenstehen, ein Fenster des Rosazimmers. Es ist wohl vergessen worden, beim Aufräumen zu schließen?"

„Nein, Herr Marchese," erwiderte Sebastiano mit sichtlicher Verlegenheit. „Die — die fremden Herr-

schaften sind heute nachmittag im Piano nobile eingezogen und —“

„Die fremden Herrschaften?“ wiederholte Don Gian stehen bleibend. „Welche fremden Herrschaften?“

„Herr Marchese haben also den Brief Ihrer Exzellenz doch nicht mehr erhalten! Ich sagte es gleich, als das Telegramm des Herrn Marchese heute mittag eintraf —“

„Einen Brief? Nein, ich habe keinen Brief mehr erhalten. Der liegt jedenfalls ruhig im Briefkasten meiner Wohnung — ich habe in der Eile vergessen, nachzusehen. Also, wer ist angekommen und wohnt im Piano nobile?“

„Herr Marchese halten zu Gnaden, aber den fremden Namen habe ich noch nicht aussprechen gelernt,“ erwiderte der Kammerdiener kopfschüttelnd. „Die Frau Gräfin v. Candiani kamen, kaum daß Herr Marchese vorgestern abgereist waren, mit den Herrschaften her, und diese haben das Piano nobile, das heißt den eingerichteten Teil, gemietet und sind heute nachmittag eingezogen!“

„Das Piano nobile also vermietet!“ murmelte Don Gian bestürzt. Die Vermietung war ja verabredet und beschlossen und doch berührte ihn die Tatsache wie etwas Wehes, Widerstrebendes, etwas, das ihm auf die Nerven ging und ihm das Herz zusammenzog. „So, so!“ sagte er laut. „Und meine Tante Candiani hat die Herrschaften selbst hergebracht? Also müssen es doch Bekannte von ihr sein, eh?“

„Gewiß, Herr Marchese,“ bestätigte Sebastiano, aber ohne sonderliche Begeisterung. „Die Frau Gräfin reisen so viel im Auslande und kennen so viele, viele Leute. Sie empfangen immer wieder neue.“ —

Don Gian kannte diese Manie seiner Tante, aber

er wußte auch, daß sie trotzdem wählerisch war. Darin lag eine gewisse Garantie. Sie würde sicherlich nicht eine beliebige „Rotte Korah“ in sein Haus gebracht haben. „Sind es viele Personen?“ fragte er, den unterbrochenen Weg wieder aufnehmend.

„Nur drei. Ein alter Herr, eine alte und eine junge Dame — Deutsche,“ berichtete Sebastiano, sichtlich über die geringe Zahl befriedigt. „Und eine Kammerzofe,“ setzte er hinzu.

Don Gian war nicht neugierig; da seine Großmutter für gut befunden hatte, diesen Leuten das Piano nobile zu vermieten, so mußten ihre Referenzen auch befriedigende sein. Der Name war dabei gleichgültig.

„Die Hauptsache ist, daß Ihnen, Herr Doktor, damit der Weg zu den Zimmern abgeschnitten ist, die meine Schwägerin hier zuletzt bewohnt hat,“ wandte er sich in französischer Sprache an seinen Gast.

„Durchaus nicht,“ erwiderte Windmüller gleichmütig. „Auf derartige kleine Hindernisse muß ich immer gefaßt sein. Sie sind nicht der Rede wert!“

„Va bene!“ murmelte Don Gian, nicht ganz überzeugt, denn er konnte sich nicht gut vorstellen, wie man fremden Leuten ohne weiteres und doch sicherlich ohne genügende Begründung „auf die Bude“ rücken wollte.

„Die Begründung liegt ganz auf der Hand,“ beantwortete Windmüller diesen Gedanken, als ob Don Gian ihn ausgesprochen hätte. „Übrigens, ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich der Architekt bin, den Sie sich mitgebracht haben, um in diesem Hause einige Änderungen zu begutachten. Was war es doch, das Sie längst beabsichtigten hier machen zu lassen?“

„Einen Personenaufzug!“ erwiderte Don Gian prompt. Er hatte begriffen.

„Richtig. Ich werde also wegen des Personenauf-

zugs morgen den Palast gründlich besichtigen," sagte Windmüller italienisch zur Befriedigung Sebastianos, der aber still für sich den Kopf schüttelte. Denn wozu ein Aufzug, wenn doch das Piano nobile vermietet wurde? Freilich, der alten Exzellenz wurden die Treppen schon recht sauer, aber die Ausgabe, das schwere, schöne Geld, das solch ein Aufzug kostete! Und Sebastiano seufzte schwer, denn die Ausgaben und finanziellen Schwierigkeiten des Hauses Terraferma gingen dem treuen alten Diener und Vertrauten aller dieser Sorgen sehr zu Herzen.

Inzwischen waren die Angekommenen oben im zweiten Stockwerk angelangt, und Don Gian führte seinen Gast in die ihm bestimmten Fremdenzimmer, die unmittelbar an sein eigenes Schlafzimmer anstießen, wünschte ihm eine gute Nacht und zog sich in seine Wohnung zurück. Dort fiel sein erster Blick mit einem Schauder des Entsetzens auf die zurechtgestellte Flasche mit Fruchtsaft, die ihm die im Nebenzimmer in tiefem, unnatürlichem Schlafe verbrachte Nacht so lebhaft wieder ins Gedächtnis zurückführte, daß es ihm schien, als wollte die Luft in den geschlossenen Räumen ihn ersticken.

Er machte das eine der Fenster auf, und den Riegel des Ladens zurückstoßend, wollte er diesen eben heftig zurückschlagen, um der Nachtluft, der schönen, reinen, salzgetränkten Nachtluft Venedigs Eingang zu verschaffen, als er sich erinnerte, daß ja das Zimmer, das Rosazimmer, unter ihm bewohnt war und er ein Fenster drunten offen gesehen hatte. Um also den Inhaber dieses Zimmers nicht in seinem Schlafe zu stören, legte er die Läden leise und vorsichtig zurück und lehnte sich dann selbst hinaus, um Luft zu schöpfen.

Der Mond stand hoch am dunkelblauen, sternen-

gestickten Himmel und streute Tausende von schimmernden Goldflittern auf das dunkle, von der Nachtbrise leichtgekräuselte Wasser der Kanäle, die sich an der Ecke des Palastes kreuzten. Kein Ton, kein Klang unterbrach die Stille der weit vorgerückten Nacht, nur das leise, leise Plätschern der steigenden Flut, wenn das Wasser sich an den Ecken der Häuser brach oder gegen die Marmorstufen vor den Wassertoren schlug, gab Zeugnis davon, daß alles Leben nicht erstorben war, machte die tiefe, tiefe Stille nicht lastend. Don Gians müde, übernächtige Augen folgten dem flimmernden Spiel des Mondlichtes auf dem Wasser in dem Sackkanal unter sich, und im selben Augenblick zog sich sein Kopf mit einem Ruck zurück. Er hatte unter sich einen anderen Kopf gesehen, der aus dem Fenster des Rosazimmers herausschaute.

Einen Kopf, den Ströme von lichtem Haar umflossen, das im Mondschein wie flüssiges Platina aussah.

Leise beugte er sich von neuem hinaus, um dieses krause, metallisch schimmernde Haar noch einmal zu sehen, weil ihm ein ähnliches noch nie im Leben vorgekommen war und ihm das Bild der auf der Weltkugel thronenden Venezia von Paul Veronese im Dogenpalaste dabei in den Sinn kam, das auch solche Haare hatte.

In der kleinen Pause aber, die zwischen seinem ersten und zweiten Herauslehnen aus dem Fenster lag, hatte sich das Bild unter ihm verändert: zwei weißbekleidete Arme hatten sich mit ineinandergeschlungenen schlanken, weißen Händen über die Fensterbrüstung gestreckt, und der Kopf mit der Flut metallisch schimmernden Blondhaares hatte sich müde darauf gestützt. Das Haar, auf das der Mond gerade schien, legte sich wie ein Mantel halb über die rechte Schulter seiner Besitzerin, so daß

von oben von ihrem Profil nichts zu sehen war; aber Don Gian fürchtete, daß durch einen Blick unter dem schimmernden Schleier zu ihm selbst heraufgesehen werden könnte, und lautlos zog er sich wieder zurück.

„Solches Haar! Ich hätte nie geglaubt, daß es solches Haar geben könnte, das Haar der ‚Venezia' des Veronese!" dachte er lächelnd — zum ersten Male lächelnd seit — seit er mit seiner Schwester gesprochen. Ob's dieses Lächeln war, ob ein Zauber von diesem mondlichtbeleuchteten Haar ausging, das den eisernen Bann brach, der ihm Herz und Seele umklammert hielt, — er wußte es nicht und fragte auch nicht danach. Ohne den im Nebenzimmer bereitstehenden Imbiß zu berühren, kleidete er sich rasch aus, legte sich zu Bett, und der Schlaf völligster Erschöpfung rettete ihn in das traumlose Land der zur dringenden Notwendigkeit gewordenen Erholung hinüber.

* * *

Als Gian die Augen wieder aufschlug mit dem Unterbewußtsein, daß irgend eine gegenwärtige Person wegen irgend einer Pflicht ihn geweckt, war es heller Tag, aber spät konnte es noch nicht sein, denn die Sonne war noch nicht über das gegenüberliegende Gebäude gestiegen.

„Eh?" machte er erstaunt, als seine noch halb geschlossenen Augen von dem offenen Fenster an das Fußende seines Bettes glitten, denn dort auf dem davorstehenden Stuhl saß Doktor Windmüller, die Hände überm Knie gefaltet, und sah ihn wohlwollend an.

„Es tut mir sehr leid, lieber Herr Marchese, Ihnen den so notwendigen Schlaf verkürzen zu müssen," sagte er mit seinem wohlmodulierten Organ, das auch ein Vorrecht oder eine Errungenschaft der Bildung ist. „Da

Sie aber die schlechte Gewohnheit haben, bei offenen Türen zu schlafen —"

„Warum hätte ich sie denn zuschließen sollen?" unterbrach ihn Don Gian, im Bette aufsitzend. „Ich habe ja heute nichts bei mir, was mir hätte gestohlen werden können! Schlimm genug, daß ich für eine Nacht in meinem eigenen Hause das Gefühl der Notwendigkeit hatte, mich gegen eine eigene Verwandte verrammeln zu müssen — mit welchem Erfolge, wissen Sie ja! Ich hätte ebensogut, vielleicht sicherer, auf offener Straße schlafen können."

„Vermutlich sicherer im Eisenbahnwagen," gab Windmüller unumwunden zu. „Aber die Gewohnheit des Schlafens bei offenen Türen ist doch eine schlechte, selbst im eigenen Hause. Besonders in Ihrem Falle. Indes, das war nur eine Nebenbemerkung, eine pädagogische Abschweifung. Also, ich fand Ihre Tür offen — sie war nicht einmal eingeklinkt — und trat ein, um Sie zu wecken. Es ist noch früh am Tage, wenigstens für Leute, die nichts zu tun haben; weil wir aber in Geschäften hier sind, die uns über die notwendigste Rast nicht erlauben hinauszugehen, so mußte ich mir die Freiheit schon nehmen. — Der anstoßende Raum ist Ihr Wohnzimmer, nicht wahr? Und vor dem großen runden Tisch schliefen Sie Ihren verhängnisvollen Schlaf, wenn mir recht ist. Hm. Zeit ist nicht nur Geld, lieber Herr Marchese, sondern auch Wissen. Während Sie sich also anziehen, werde ich die Topographie Ihres Wohnzimmers studieren — die des Vorraums für Ihr Schlafzimmer habe ich schon, allerdings nur oberflächlich, in Augenschein genommen. — Nein, bemühen Sie den Diener nicht, ich werde die Fensterläden selbst öffnen. — Übrigens sind diese Patenttürsperrer, deren Sie sich bedienten, noch verbesserungsfähig, denn

sie haben, wie ich wenigstens an der Tür dort sehe, das Holz leicht verkratzt."

„Ich war wohl beim Abnehmen ein wenig hastig in der Aufregung — es ist meine Schuld," murmelte Don Gian, der sich durch seinen Gast etwas geniert fühlte, nachdem er heroisch einen inneren Protest über dessen ungeniertes Eindringen in sein Schlafzimmer unterdrückt hatte.

„Ah ja, natürlich — Sie mußten ja selbst die Dinger wieder entfernen, die sonst entschieden einen Einbrecher stark aufgehalten hätten," meinte Windmüller, der inzwischen aufgestanden war und die Augen in dem Schlafzimmer herumschweifen ließ. „Die Bettstelle ist schwer — sie ließe sich selbst von einer kräftigen Frau nicht ohne Anstrengung und Geräusch abrücken, weil die Füße, die sehr niedrig sind, keine Rollen haben," bemerkte er, das Möbel prüfend ansehend.

Don Gian machte eine abwehrende Bewegung. „Ich habe das Bett abrücken lassen, um nachzusehen, ob darunter, dahinter oder daneben jemand eindringen könnte," versicherte er lebhaft. „Ich fand nur glatten, undurchbrochenen Steinboden, solide Wände, glatt mit der Tapete bespannt, die Sie im ganzen Zimmer sehen. Nichts — nichts, was auch nur den Verdacht, hier möchte eine verborgene Tür sein, erwecken könnte."

„Und die Tür, die in mein Schlafzimmer geht, trägt, wie ich sehe, noch den Patentsperrer," sagte Windmüller, der den verhüllenden Vorhang zurückgeschlagen hatte. „Überdies habe ich schon von meiner Seite festgestellt, daß die Tür sehr lange nicht mehr geöffnet worden ist," fuhr er fort. „Es liegt Staub auf der Schwelle jenseits der geschlossenen Flügel, alter, unberührter Staub. O ja, mangelhaft aufräumende Stubenmädchen haben schon oft geholfen, solch wichtige

Dinge zweifellos festzustellen. Auch fand ich an der ganzen Wand nichts, was darauf schließen lassen könnte, daß sie vielleicht den Vermittler gespielt. Aha, und dort steht auch die Saftflasche, deren Sie erwähnten — diesmal unberührt, wie ich sehe. Ich vermute, es wird Zeit brauchen, bis Sie sich wieder überwinden werden können, Saft aus solch einer Flasche in Ihr Sodawasser zu gießen — so etwas bleibt lange an einem hängen, kann einem den unschuldigsten Genuß gründlich verleiden. — Ah, was haben wir denn da?" unterbrach er seine Betrachtung, die dem armen jungen Diplomaten die ganze Bitterkeit seines Erlebnisses zurückbrachte.

Mit Verwunderung sah er dem berühmten Manne zu, wie dieser sich neben dem Tischchen, auf dem das Tablett mit den Flaschen und dem Glase, der Zuckerschale und der diesmal nicht fehlenden Zitrone stand, auf die Knie niederließ und den Boden von glatter, bunter Breccia, dem zusammengesetzten Marmorguß, aus dem die Fußböden hergestellt werden, mit tief herabgebeugtem Kopfe betrachtete, denn der große, türkische Teppich, der das Zimmer bedeckte, ließ rings um die Wände einen fast meterbreiten Streifen frei, auf dem die Kastenmöbel und eben der erwähnte Tisch standen. Don Gian konnte um die Welt nicht sehen, was Doktor Windmüller dort zu betrachten fand, aber er hatte doch schon etwas über die verschiedenen Methoden von Detektiven gehört, und vermutete also seinen Gast nicht mit Unrecht auf einer sogenannten „Spur".

„Nein," beantwortete der letztere laut diesen Gedanken. „Nach dem, was wir wissen, ist das keine Spur mehr, sondern einfach eine Bestätigung. Können Sie von dort aus diesen matten Fleck auf der glänzenden Breccia sehen? Er ist etwa so groß und rund wie ein

Lirastück. Gut. Nun, wenn wir noch nicht wüßten, daß Ihnen in jener Nacht mit dem Fruchtsaft ein Schlaftrunk beigebracht worden ist, wenn noch ein Zweifel darüber wäre, dann würde dieser Flecken uns helfen. So wird er uns jedenfalls sagen können, womit man Sie unschädlich gemacht hat. Der Fleck hier ist ein Tropfen, ein großer, reichlicher Tropfen, der unbeachtet beim Einfüllen des Schlafmittels daneben gefallen und später beim Reinigen des Zimmers unbeachtet geblieben ist. Zimmermädchen, lieber Herr Marchese, beachten gemeinhin nur das, was sie nichts angeht. Der Tropfen ist ziemlich dick an den Rändern und nach der Mitte konkav, also besteht er aus einer dickflüssigen Masse, die, wie ich sehe, noch nicht ganz trocken, sondern noch ziemlich zähe ist."

Windmüller zog ein Taschenmesser mit vielen Klingen hervor, klappte von diesen eine lange, sehr dünne auf, hob damit den Tropfen von dem glatten Grunde ab, strich die Masse auf ein Stückchen weißes Pergamentpapier, das er aus seiner Brieftasche nahm, faltete das Papier sorgfältig zusammen und steckte es zu sich.

„Ich vermute, es ist eine sirupartige Chlorallösung, was ja auch der brennende Geschmack, dessen Sie erwähnten, bestätigen würde," sagte er, das Messer mit dem Taschentuche reinigend. „Viel Wert, es zu erfahren, hat das ja nicht mehr, indessen — wer weiß? Man soll den Pfennig, den man am Wege findet, nicht liegen lassen, denn er fehlt dann am Ende, um den Taler voll zu machen. — So, und nun verlasse ich Sie, damit Sie aufstehen können. — Was das für eine auffallend dicke Wand zwischen Ihren beiden Zimmern ist! Ich meine, sie sei viel dicker als die, die Ihr Schlafzimmer von dem meinen trennt."

„Glauben Sie?“ fragte Don Gian zweifelnd. „Mir ist in — in jener Nacht eigentlich zum ersten Male diese tiefe Türnische aufgefallen —“

„Ja — sie ist tiefer wie zum Beispiel jene, die in das jenseitige Zimmer führt,“ bestätigte Windmüller. „Ich schätze natürlich nur nach dem Augenmaß. Also entweder ist diese enorm dicke Wand eine architektonisch-technische Notwendigkeit gewesen, oder — sie hat einen anderen Zweck —“

„Das war auch meine Idee,“ fiel Don Gian ein. „Aber dann würde sie oder die Holzverschalung des Türdurchbruchs hohl klingen. Ich habe überall versucht — es ist alles solides Mauerwerk!“

„Es scheint so,“ bemerkte Windmüller, mit dem Taschenmesser die hölzernen, mit schönster Intarsiaarbeit verzierten Paneele zwischen den Türrahmen beklopfend, mit geübten Fingern Ritzen befühlend und dem eingelegten Muster folgend, hie und da auch fest darauf drückend. „Es scheint wirklich alles in Richtigkeit, womit natürlich das letzte Wort noch nicht gesprochen sein soll. Wir wollen später darauf zurückkommen. Und jetzt lasse ich Sie allein.“

Don Gian beeilte sich mit seiner Toilette und trat nach ihrer Beendung in sein Wohnzimmer, in dem er Windmüller am offenen Fenster stehend vorfand.

„Oh,“ machte er mit einem Blick auf den unberührt auf dem Tisch stehenden Imbiß, „da haben Sie bei meiner verschmähten Mahlzeit von gestern abend sein müssen! Wie ekelhaft das kalte Fleisch doch gleich aussieht, wenn es der Luft ausgesetzt war und — den Fliegen! Wollen wir zum Frühstück in den Speisesaal hinübergehen, oder wünschen Sie es hier serviert?“

„Hier, wenn es Ihnen recht ist,“ erwiderte Windmüller. „Diese dicke Wand dort interessiert mich —

ich hoffe noch auf eine Inspiration durch sie. Ja. Ja, und noch eines: ich möchte gern den Koffer sehen, den Ihre Frau Schwägerin hier zurückgelassen hat. Macht es Mühe, ihn hierher zu bringen?"

„Durchaus nicht," versicherte Don Gian, indem er läutete und dem alsbald erscheinenden Diener seine Befehle gab.

Während der Mann abräumte und bis das Frühstück kam, redete Windmüller nur von allgemeinen Dingen, er streifte mit einigen scheinbar unwesentlichen Fragen die Topographie des Palastes und seiner Umgebung, und aß sein Frühstück methodisch und ohne Hast. Während desselben wurden ihm zwei Telegramme übergeben, die er, nachdem er sie gelesen, seinem Wirte über den Tisch schob. Das eine von dem Minister enthielt die Mitteilung, daß über den Verbleib des Dokuments noch nichts bekannt und eine beunruhigende Nachricht nicht eingelaufen sei; das andere von Windmüllers Agenten berichtete, daß Donna Xenia in Rom immer noch nicht angekommen und man ohne jede Nachricht von ihr sei.

„Das wären nun, rund gerechnet, sechsunddreißig Stunden, seit die Botin mit ihrem Raube fällig ist — die Zeit ungerechnet, die sie zur Reise gebraucht hätte," beantwortete Windmüller den beunruhigten Blick des Diplomaten. „Die Annahme, daß noch etwas mit dem Dokument beabsichtigt und in Vorbereitung ist, wird damit noch nicht hinfällig, denn es können ja unerwartete Gründe zu der Verzögerung eingetreten sein. Anderseits ist es aber auch möglich, daß eine Attacke auf die Agentin insofern mißglückt ist, als diese vielleicht noch in der Lage war, das kostbare Schriftstück zu verbergen oder — zu vernichten, ehe sie das Opfer eines Anschlages darauf wurde. Das sind aber alles

nur Theorien, Herr Marchese. — Ah," unterbrach er sich, „da kommt der Koffer. Ja, lassen Sie ihn nur auf den ersten besten Stuhl stellen!"

Windmüller hielt sich bei seinem Frühstück nicht mehr auf, nachdem der Diener den eleganten Handkoffer von dunkelrotem Juchtenleder niedergestellt und sich entfernt hatte. Hastig trank er seine Tasse aus, zog den Stuhl, darauf das Kofferchen niedergestellt war, neben den seinen und prüfte das Schloß.

„Zugeschlossen!" stellte er fest. „Den Schlüssel hat die Besitzerin mitgenommen, setze ich voraus. Ganz richtig, sie hat den Koffer gepackt, ehe sie sich entfernt — und Sie haben ihn so vorgefunden, wie er hier ist. Hm. Das Schloß ist gut, aber zum Glück nicht unüberwindlich. Ordentliche Handarbeit — dieser Koffer. Russische Arbeit schätze ich."

Damit zog er aus der Westentasche einen kleinen, flachen Haken, schob ihn in den schmalen Schlüsselritz des Patentschlosses ein und klappte im nächsten Augenblick den Koffer auseinander, aus dem der feine und doch so schwere, schwüle, exotische Duft von Gardenien herausstieg und fast das ganze Zimmer erfüllte.

„Per Bacco! War das nötig?" fuhr Don Gian auf.

Jetzt mußte Windmüller lachen. „Ich meine schon, daß es nötig war, da meine Augen ja leider keine X-Strahlen sind, die den Inhalt eines Juchtenkoffers durchleuchten können! Wenn Sie mir das aber zugetraut haben, so danke ich Ihnen für diese hohe Meinung meiner Fähigkeiten."

„Pardon!" murmelte Don Gian beschämt. „Es ist nur, weil es für unsereins so ungewohnt ist, fremder Leute Eigentum zu — zu —"

„Durchstöbern," half Windmüller ein. „Meine Privatleidenschaft ist das auch nicht, aber im Namen

des Gesetzes, das mich beauftragt, darf man sich nicht mit solchen Bedenken aufhalten."

„Glauben Sie, daß meine Schwägerin ihren Raub hier in diesem Koffer —"

„Hm, es wäre das eine kühne Idee gewesen, frei von diesem gefährlichen Schatz die Reise zu machen und sich ihn harmlos in diesem Köfferchen nachschicken zu lassen!" meinte Windmüller. „Eine kühne Idee, die ins Konversationslexikon zu kommen verdiente. — Nein, ich glaube nicht, daß wir das Dokument hier finden werden, aber vielleicht doch ein paar nützliche Winke. Lassen Sie uns nachsehen. Diese Abteilung enthält ein schwarzes Kleid, wie ich meine, ein ‚Traum' von spinnwebdünnem Florstoff mit Pailletten gestickt."

„Das trug sie an dem Abend, als ich in Venedig eintraf," rief Don Gian.

„Ah so! — In dem Täschchen der Klappe des anderen Abteils ist, wie Sie sehen, Briefpapier, ein paar Bogen nur und passende Umschläge. Sonst nichts? — Nein. — Sehen wir weiter. Das verschlossene Abteil enthält — was? Ein unbenütztes Nachthemd — unbenützt! Sie hatte also gar nicht die Absicht, hier zu schlafen. Kämme, Bürsten, Handspiegel von getriebenem Silber und Elfenbein — Taschentücher, davon einige benützte in die Ecken gestopft — einen Spitzenschal, seidene Strümpfe — was man so für einen kurzen Ausflug braucht. Nichts weiter. — Doch! Hier in diesem gebrauchten Taschentuch ist etwas Hartes — eine Flasche! Eine ganz gewöhnliche, leere Apothekerflasche, ohne Etikette, sogar ohne Stöpsel, Inhalt hundertfünfzig Gramm. Und ein kleiner Rest ihres ehemaligen Inhalts noch auf dem Boden —"

Windmüller ließ von dem kleinen Rest, der langsam floß, ein paar Tropfen auf seinen Handrücken fallen und kostete davon.

„Pfui Teufel!“ machte er. „Wissen Sie, was das ist, Herr Marchese? Eine sehr starke Chloralhydratlösung! Glauben Sie, daß Donna Xenia die selbst gebraucht hat? Ich nicht. Chloralhydrat nimmt man, um schlafen zu können, was sie doch nicht vorhatte. Hm. Wenn die Flasche hier voll war, als sie den Inhalt in Ihre Fruchtsaftkaraffe ausleerte, dann wundert es mich nicht, daß Sie von der genossenen Portion wie ein Siebenschläfer geschlafen haben! Ein Glück nur, daß Sie nicht noch eine zweite Gabe nachstürzten, sonst hätten Sie das Aufwachen ohne Schwierigkeit ganz vergessen können! Ein recht nettes Kapitel, ‚schwägerliche Fürsorge‘ betitelt. Na, dafür ist's noch gnädig abgelaufen! — So, diese Abteilung hat uns sonst weiter nichts zu sagen. Lassen Sie uns nun einmal das Kleid betrachten. Es ist ordentlich zusammengelegt. Wenn ich's so nicht wieder hineinbringe, kann ich nicht helfen. Hm. Cesarina würde dies Gebilde wohl auch einen ‚Traum‘ nennen, trotzdem der Saum mitsamt dem des seidenen Untergewandes recht starke Spuren des Gebrauchs zeigt. Sehr interessante Spuren! — Wofür halten Sie diesen Schmutz, Herr Marchese?“

„Für Staub, dicken Staub,“ erklärte Don Gian, der noch mit einem gewissen Übelkeitsgefühl kämpfte, das die leere Flasche und — Windmüllers Kommentar dazu in ihm wachgerufen hatten.

„Staub!“ entgegnete der Detektiv energisch. „Ja, es ist Staub, gewiß, aber vermoderter, verrotteter Staub, den kein Besen, keines Menschen Schritt seit Generationen aus seiner Ruhe gestört! Und Donna Xenia hat ihn mit ihrer eleganten, glitzernden, schwarzen Chiffonrobe mitgenommen, ehe sie sich anschickte, den Palast zu verlassen — das ist sehr verdächtig, nicht wahr? Weil es verrät, daß sie auf einem nur ihr bekannten,

verborgenen Wege in Ihr Zimmer drang, wahrscheinlich in der Zeit, während Sie bei Ihrer Schwester waren, um Ihnen den Trank für die Nacht zu mischen. — Und sehen Sie das Spinngewebe, das hier in dieser Ranke der Paillettenstickerei hängen geblieben ist? Daran sind Ihre Zimmermädchen unschuldig: es ist schwer, zum dichten Stoff geworden durch denselben vermoderten Staub, den der Saum des Kleides zusammengefegt hat. — Eine sehr interessante Dame, Ihre Frau Schwägerin, und absolut skrupellos. Es wäre ganz logisch, wenn ihr ein gleich skrupelloser Gegner gegenübergetreten wäre — und ich fürchte, daß dies ihr Schicksal war!"

Don Gian sah wie im Traume zu, während Windmüller das Kleid in den Koffer hineinstopfte und diesen dann mit seinem Patentschloßdietrich wieder zuschloß. „Aber ich muß wissen, wie sie hier eingedrungen ist!" rief Don Gian, ratlos die vier Wände betrachtend.

„Das hat Zeit, Herr Marchese. Es ist jetzt viel wesentlicher, zu wissen, wie sie aus dem Hause hinausgekommen ist. Ist es Ihnen recht, wenn wir jetzt gleich einmal die Topographie des Palastes studieren? Wenn Sie aber jetzt lieber oben bleiben, kann ich das unter der Führung Ihres Majordomo auch allein besorgen."

„Nein, nein — ich begleite Sie natürlich!" raffte Don Gian sich aus seinem Hinbrüten auf. „Ich bin als Knabe in dem großen Hause überall herumgekrochen und weiß annähernd Bescheid darin, aber ich denke, wir nehmen Sebastiano dennoch mit, denn diese alten Diener kennen die Traditionen oft besser als ihre eigene Herrschaft, die dafür leider — wie zum Beispiel ich — den Sinn, das Gedächtnis und das Interesse für solche Dinge nicht hat. Meine Entschuldigung, wenn's dafür gelten kann, ist, daß ich ja bis vor

einem Jahre der jüngere Sohn, nicht der Erbe war, früh aus dem Haus kam, um zu studieren und einen Beruf zu ergreifen. Mein Bruder kannte die Geschichte unseres Hauses nicht nur aus dem Grunde, sondern auch die des Palastes, seiner Legenden und vielleicht auch seiner Geheimnisse. Ich bin überzeugt, daß dieses alte Haus solche hat, denn alle unsere Paläste haben sie, trotzdem man das heute gern ins Reich der Märchen verweisen möchte."

„An die die Leugner nur darum nicht glauben, weil sie nie etwas anderes als die nüchterne Luft ihrer reizlosen Miethäuser eingeatmet und gekannt haben," fiel Windmüller ein. „Die Geheimnisse der alten Paläste sind eine ganz logische Folge der Zeiten, die über sie hingegangen sind: sie waren genötigt, Geheimnisse zu haben. Manche werden von späteren Generationen entdeckt, die meisten bleiben, was sie waren — Geheimnisse. Als ob unsere Generation keine hätte! Das weiß niemand besser als ich, dessen Beruf es ist, gelegentlich eines oder das andere ans Licht zu bringen."

Die Herren waren inzwischen hinausgetreten und die Treppe zum ersten Stockwerk hinabgestiegen, wo Sebastiano mit einem großen Schlüsselbunde bewaffnet auf den schon vorher erteilten Befehl seines Herrn hin wartete.

„So ist's recht," sagte Windmüller, den Mann freundlich grüßend. „Diese Schlüsselsammlung verspricht ja eine kleine Reise. Zeigen Sie uns nur alles, Signor Majordomo, ganz besonders aber verborgene Gelasse und Winkel, die man, ohne die Zimmerflucht zu stören, etwa für den — hm — Personenaufzug benützen könnte."

„Zu Befehl, Signor," erwiderte Sebastiano, indem er den Marchese mit einem Blick ansah, der eine Welt

von Vorwurf ausdrückte. Dann räusperte er sich und sagte respektvoll, aber mit Entschlossenheit: „Wollen gnädigst entschuldigen, wenn ich mir erlaube daran zu erinnern, daß der Herr Architekt, der im vorigen Jahre wegen des Aufzuges hier war, die Nische neben der Treppe in der Halle für sehr geeignet erklärte, weil die Decken bis zum Oberstock sich auf dieser Stelle leicht durchbrechen lassen, ohne daß die Zimmer dadurch gestört werden. Es würde in jedem Stock nur ein Teil der dunklen Garderoben fortfallen. Der Herr Architekt meinten, den Aufzug in dem ganz unbewohnten Nordtrakt anzubringen, hätte wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeit für die Herrschaft keinen Zweck."

„Das wollen wir eben nachprüfen," entgegnete Windmüller ruhig.

Was der letztere aber mißverstanden, hatte Don Gian aus Sebastianos Blick sofort begriffen. „Was hat dir die Marchesa, meine Großmutter, über den Besuch des Herrn hier gesagt?" fragte er, als sie das erste der aufzuschließenden Gelasse betreten hatten, indem er dem Manne die Hand auf die Schulter legte.

Über das glattrasierte Gesicht des alten Dieners ging es wie Wetterleuchten von widerstreitenden Gefühlen. „Don Gian — wollte sagen Herr Marchese," entgegnete er nach einer Pause der Unentschlossenheit, „Ihre Exzellenz haben mir eigentlich nichts gesagt, weil sie selbst nicht wußten, was der Signor hier wollten. Aber Eccellenza haben mich oft mit Ihrem Vertrauen beehrt und ließen durchblicken, daß der Signor wahrscheinlich wegen der Abreise der Frau Principessa herkämen. Altezza seien nämlich nicht in Rom eingetroffen, geruhten Eccellenza mir vertraulich mitzuteilen. Ich habe natürlich niemand etwas davon mitgeteilt. Die Angelegenheiten meiner Herrschaft sind gut bei mir aufgehoben

und Eccellenza wissen das. Bene. Als nun der Signor gestern abend bei der Ankunft sagten, er käme wegen des Aufzuges, dachte ich im Augenblick auch nichts anderes, dann aber überlegte ich mir, daß der Herr Marchese wegen dieser Sache die Reise von Rom zweimal in sechsunddreißig Stunden nicht machen würden, indem der Herr Marchese doch Ihren Beruf haben. Also, dachte ich mir, wenn ich den fremden Signor in dem Teil des Palazzo herumführen soll, wo höchstens die Ratten einen Aufzug brauchen, so werden schon Eccellenza wohl recht haben, und der Herr Marchese hätten dem alten Sebastiano, der ihn als Kind auf den Armen herumgetragen hat, ein klein wenig mehr Vertrauen schenken können."

Zu Windmüllers Entsetzen umarmte Don Gian den Majordomo kurzweg und rief, ehe sein Gefährte ihm noch ein Zeichen machen konnte: „Du hast recht, mein Alter — alles Vertrauen will ich dir schenken! Ja, der Signor Dottore hier ist gekommen, um zu erfahren, was aus Donna Xenia geworden ist —"

„Pardon," fiel Windmüller, vor Ungeduld in die Hände schlagend, ein, „meinen Sie nicht, Herr Marchese, daß wir diese — diese Dinge besser etwas leiser besprächen? Soweit ich mich orientiere, stößt dieser Raum, in dem wir stehen, direkt an die Zimmerflucht an, die gestern von stockfremden Menschen mietweise bezogen worden sind. Zum mindesten geht diese Leute doch nichts an, was Sie und mich nach Venedig gebracht hat — nicht wahr?"

„Per Bacco! An diese fremden Leute habe ich nicht mehr gedacht!" rief Don Gian überrascht aus. „Wie sollte ich auch? Sie sind eine solche Neuheit hier im Hause! Aber wie sollten sie uns hier gehört haben? Neben dem Rosazimmer liegt zwischen ihm und dem

Saal, in dem wir stehen, ein ziemlich großer Raum, dessen Türen mit schweren Samtvorhängen versehen sind, die den Schall absolut dämpfen —"

„Wenn sie zugezogen sind," murmelte Windmüller grimmig.

„Und die Tür ist abgeschlossen — hier ist der Schlüssel," sagte Sebastiano. „Ich habe alles nachgesehen und besorgt, ehe die fremden Herrschaften einzogen. Sie haben gerade die Hälfte der Räume — zehn im ganzen, aber ihr Teil ist größer, weil ja der große Saal über der Halle dabei ist. Ebbene, der Signor Dottore soll den unbewohnten Teil sehen, wie er es wünscht. Es gibt darin ein paar sehr gut und geschickt versteckte Kammern zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten und als Verstecke, das ist richtig, aber als Ausgang kann die Signora Principessa sie nicht benutzt haben — gewiß nicht!"

„Das eben wollen wir feststellen," erwiderte Windmüller, der inzwischen den Fußboden in dem Saal, in dem sie standen, einer genauen Prüfung unterzogen hatte. Er war, wie die Zimmer alle, von Breccia*), ungewichst, jedoch ganz staubfrei. „Es ist hier unlängst ausgekehrt worden," bemerkte er, sich in dem nur spärlich möblierten Raum umsehend, wie nebenbei.

„Ich habe reinmachen lassen, als ich gestern zusah, ob die Tür nach der vorderen Flucht auch abgeschlossen sei," erwiderte Sebastiano und setzte achselzuckend hinzu: „Sie war natürlich zu."

„Natürlich!" murmelte Windmüller. „Sind die anderen Zimmer auch reingemacht worden? Ich meine die nichtvermieteten."

„Nein, Signor — wenigstens jetzt nicht," erklärte

*) Marmorguß.

der Majordomo bereitwilligst. „Es kommt das ganze Jahr kein Mensch hier herein," fuhr er entschuldigend fort, „für wen sollte man da immerzu ein Heer von Leuten beschäftigen? Zwei-, dreimal im Jahre wird alles nachgesehen und geputzt und gelüftet — ja, zu Zeiten des Herrn Marchese Federigo, Don Gians Großvater, da wurden noch Feste, große Feste im Palazzo Terraferma gegeben, Feste, von denen die Leute in ganz Venedig sprachen, und da waren alle diese Zimmer und Säle offen, und man hatte alle Hände voll zu tun, um sie in Ordnung zu halten. Aber schon der Herr Marchese selig — ich meine Don Gians Vater — waren ja nur selten hier, und Don Pietro — vielmehr die Frau Principessa hat es ja länger als ein paar Tage hintereinander in Venedig nicht ausgehalten. Die fremde Herrschaft hätte diese Hälfte des Piano nobile auch noch mieten sollen, dann wäre sie bewohnt gewesen, und das ist gut gegen Mäuse, Motten und Moder."

Sebastiano war, während er mehr vor sich hin als zu den anderen redete, vorausgegangen und öffnete die Fensterläden. Das selten in diese Zimmerreihe eingelassene Tageslicht machte sie aber nicht freundlicher, sondern beleuchtete nur ihre Verlassenheit, die ihnen durchweg den Stempel aufdrückte, um so mehr als diese Flucht wohl immer nur der Repräsentation gewidmet gewesen war. Dementsprechend war die Einrichtung auch nur die, wie man sie in solchen Räumen zu sehen gewohnt ist: Sofa, Lehnstühle und Taburette an den Wänden aufgereiht, mit Marmorplatten versehene Konsoltische zwischen den Fenstern, hie und da ein kostbar eingelegter und geschnitzter Schrank, ein paar Gueridons, ein paar Postamente mit Bronze- oder Marmorbüsten darauf, an den mit gepreßten Ledertapeten oder Seidendamast bespannten Wänden große,

stark nachgedunkelte Gemälde, da und dort ein Spiegel in geschliffenem Glasrahmen, und von den Decken, die noch zumeist die ursprünglichen dekorierten Balken aufwiesen, hingen Glaslüster von Murano herab. Die hohen, schmalen Spitzbogenfenster mit ihrer arabisierenden Form venezianischer Gotik, die allen liebevoll beobachtenden Freunden der Lagunenstadt so vertraut ist, ließen von Osten und Norden nur ein spärliches Licht in diese verlassenen Räume durch halberblindete Fensterscheiben fallen, und auf den teppichlosen steinernen Böden schallten die Schritte der drei Männer wie eine Entweihung der Grabesruhe und weckten allenthalben leise, geisterhafte Echo auf.

Doktor Windmüller hatte nur flüchtige, wenn auch alles umfassende Blicke für die Einrichtung der Räume; er schien auch nur ein ganz geringes Interesse für die verborgenen Kämmerchen und Winkel zu haben, die Sebastiano mit Wichtigkeit zeigte — seine Aufmerksamkeit galt vor allem den steinernen Böden, auf denen wie ein ganz feiner, dünner Schleier die Staubschicht lag, die sich seit der letzten Reinigung mit dem Besen darauf angesammelt.

In Venedig gibt es den Staub der Städte nicht, in denen der Straßenverkehr die Lungen der Einwohner mit Bazillen und Bakterien füllt; man kann dort tagelang umherlaufen, ehe die Schuhe den Glanz verlieren. Aber natürlich wird auch der verrottende Kehricht in den Callen und auf den Plätzen zu Staub und der Wind trägt ihn in die Häuser, und wenn ihm Zeit gelassen wird, sich zu setzen, dann wird er zu der feinen, schleierartigen Patina, die den alten Spiegeln und Lüstern von Murano, den Vergoldungen und Skulpturen das „cachet“ der Zeit verleiht, das dem Auge des Liebhabers und Kenners so lieb und wert ist.

„Nein,“ sagte Windmüller, als sie, aus den wenigen westlichen Zimmern zurückgekehrt, in den großen Saal traten, der den Hauptteil der Nordfront einnahm, „nein, Donna Xenia hat, welchen Ausgang sie auch gewählt, diese Zimmer dazu nicht berührt. Es ist nicht eine Stelle des Fußbodens, die darauf schließen ließe, denn der wenige Staub, der in den zwei Tagen darauf gefallen ist, würde nicht hinreichen, ihre Spuren zu verwischen. Wenigstens hier in Venedig nicht und obendrein in Räumen, die so abgeschlossen sind wie diese. Wir müssen uns also anderswo nach einem Ausgang umsehen, denn es steht außer jedem Zweifel, daß Donna Xenia einen solchen gekannt — kennt und benützt hat.“

„Mit Verlaub, Signor — warum steht das außer Zweifel, wenn die Signora Principessa doch nur den Agostino zu wecken brauchte, um durch die Tür hinauszugehen, die sie zu benützen wünschte?“ fragte der Majordomo.

„Hm — da sie das aber nicht getan hat, so haben jedenfalls gute Gründe sie bewogen, diesen einfachen Weg nicht zu wählen,“ erwiderte Windmüller trocken. „Und da die Signora Principessa sich auch nicht gut fast drei Tage lang ohne jede Nahrung im Hause verbergen kann, so liegt es ganz nahe, daß sie es eben auf einem nur ihr bekannten Wege verlassen hat —“

„Wozu aber auch eine Tür gehört,“ warf Don Gian achselzuckend ein.

„Oder ein Fenster!“

„Signor Dottore, die Fenster im ersten Stock waren alle geschlossen und die des Erdgeschosses sind sämtlich vergittert!“ rief Sebastiano, über die Hartnäckigkeit des Gastes in seinem Innern empört. „Bleiben nur noch die Keller auf den Landseiten — doch dort kommt keine

Ratte hinaus, wenn sie einmal drin ist. Proprio! Mein Großvater selig, der schon Majordomo im Palazzo Terraferma war und uns Kindern oft davon erzählte, wie herrlich es zu seiner Jugend darin zugegangen, kannte auch alle die alten Legenden und Geschehnisse aus früherer Zeit und verstand schön davon zu reden. Von geheimen Zimmern hat er gesprochen, und daß die Leute aus den drei Stockwerken zueinander gelangen konnten, ohne die Treppen zu benützen —"

„Ah!" rief Windmüller aufmerksam.

„Ja, aber er sagte nicht, wie und wo das geschehen konnte," fuhr Sebastiano geschmeichelt fort. „Er hat es wohl selbst nicht gewußt. Er erzählte auch, daß es in dem Palaste eine Trappola geben sollte, eine Falle für — für Menschen —"

„Unsinn! Eine Oubliette hier im Hause!" fiel Don Gian ein.

„Warum Unsinn?" fragte Windmüller. „Diese menschenfreundlichen Vorrichtungen gegen unbequeme Zeitgenossen waren namentlich in der Renaissance sehr beliebt. Ich kann Ihnen in Rom wenigstens zehn Paläste nennen, wo Oubliette existiert haben, von den Bergschlössern ganz zu schweigen —"

„Gewiß, Signor!" rief Sebastiano. „Auch hier in Venedig gibt's solche Trappole! Hat man im Palazzo Candiani nicht eine gefunden, als man den Aufzug dort anlegte? Gefüllt mit Skeletten! Der Herr Marchese werden sich erinnern, welches Aufsehen der Fund machte — es sind noch keine drei Jahre her!"

„Ja, ja, ich erinnere mich!" gab Don Gian unbehaglich zu. „Aber hier im Hause! Davon müßte ich doch etwas gehört haben!"

„Wer hatte es im Palazzo Candiani gewußt, Herr Marchese? Kein Mensch. Mein Großvater selig hat's

noch von seinem eigenen Großvater gehört als ein großes Geheimnis."

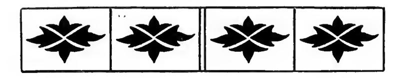
„Was es meinetwegen auch bleiben darf," sagte Windmüller. „Mich interessiert es mehr, wieso und wo die Leute hier im Hause ungesehen und ohne die Treppen zu benützen in die verschiedenen Stockwerke kommen und ebenso das Haus verlassen konnten. Ich fürchte, ich werde die fremden Herrschaften in der Rolle des Architekten doch noch inkommodieren müssen. Später. Es eilt jetzt nicht. Ich werde jetzt einmal ausgehen, und wenn Sie mich begleiten wollen, Herr Marchese, so soll's mir recht sein. Nötig ist es nicht, falls Sie etwas anderes vorhaben, Ihre Verwandten begrüßen wollen oder —"

„In der Tat — ich möchte meiner Großmutter und meiner Schwester guten Tag sagen," erwiderte Don Gian unentschlossen. „Doch nein — das muß warten," setzte er hinzu, seinen Gefühlen als Mensch Zwang antuend. — „Sebastiano, du sollst der Frau Marchesa und Donna Loredana sagen, daß ich mit dem Herrn Doktor ausgehen mußte. Ist die Gondel zur Stelle?"

„Ich werde sie sogleich bestellen, Signor Marchese."

(Fortsetzung folgt.)





Tango.

Eine Tanzstudie. Von R. Hendrichs.

Mit 5 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Es mögen ungefähr zehn Jahre vergangen sein, seitdem die große Revolution in unseren Ballsälen ihren Anfang nahm, und wie alle gewaltsamen Umwälzungen zunächst das Chaos an die Stelle der abgeschafften Ordnung zu setzen pflegen, so wurde uns auch auf dem Gebiet des modernen Gesellschaftstanzes statt der alten, angeblich überlebten Formen ein Wirrwarr von Seltsamkeiten beschert, aus dem sich — wenigstens so weit es sich um deutsches Empfinden handelt — der neue, wirklich zeitgemäße Tanz noch nicht hat entwickeln können.

Seitdem Herr Philipp Sousa aus New York unsere für amerikanische Vorbilder begeisterte Jugend mit seiner „berühmten“ Washingtonpost in helles Entzücken versetzte, haben wir unsere Salone bereitwillig allem geöffnet, was von der anderen Seite des großen Wassers an neuen Tanzformen zu uns herüber kam. Je stumpfsinniger und geschmackloser die Schöpfungen der eigen gearteten Yankeephantasie auf diesem Gebiete waren, desto freudiger wurden sie aufgenommen und von hoch und gering zur „großen Mode“ erhoben. Nichts war so ungraziös, so widerwärtig oder so dumm, daß sich ihm die Ballsäle unserer guten Gesellschaft verschlossen hätten. Cakewalk und Machiche, Boston

und Twostep lösten einander ab, um, wenn auch jeder nur für eine knapp bemessene Zeitdauer, unumschränkt zu regieren und unseren Tanzveranstaltungen ein nichts weniger als anmutiges und erfreuliches Gepräge zu geben.

Sehr hübsch und liebenswürdig hat sich eine der gefeiertsten und originellsten Tanzkünstlerinnen unserer Zeit, die schöne Madame Saharet, jüngst über die siegreiche Invasion des Zweiviertеltakts geäußert. Sie sagt: „Der arme Walzer! Er ist wirklich passé. Er war ja eine Welt für sich, war leises Wiegen, träumendes Schweben, süßes Dahingleiten. Der Walzer, das war das goldene Wien — Wien mit seiner kosenden, weichen, zerfließenden Stimmung. Es war die schönste, sanfte, gute alte Zeit. Der Twostep ist Moderne. Kein Wiegen, kein Schweben, kein Träumen — er ist Draufgehen. Der Walzer, das war Wien — der Twostep, das ist Amerika. Die Biedermeierei hat ausgeseufzt. Die Flöte wird an die Wand gehängt. Wir lassen die Pauken bumbsen und die Trompeten schmettern.

Neue Zeiten künden sich in neuen Tänzen an. In neuen Rhythmen, neuen ‚Bewegungen' der Menschheit. ‚Heil dem, der neue Tänze schafft!' ruft Zarathustra, weil sie die Herolde neuer Zukunft sind. Die junge Generation hätte den Twostep nicht mit so viel Enthusiasmus akzeptiert, wenn ihr sein Rhythmus nicht schon im Blute geschlummert hätte. Denn sie ist unromantisch. Sie will nichts mehr wissen von Träumen und Walzeridyllen. Sie ist auf dem Asphalt erwachsen, wo man fester auftreten muß, wo das Leben nach neuen, strafferen Rhythmen pulst. Die neue Generation und der Twostep und seine Geschwister, der Bärentanz und der Tango — sie gehören zueinander.

Hier fand sich, was sich finden mußte: Isadora



Bassano.

Fig. 1.

Duncan, ihr holden Schwestern Wiesenthal und Ihr, Professor Dalcroze! Euer Mühen um eine neue deutsche Rhythmen- und Tanzkunst ist umsonst. Was und wie die Völker tanzen, das bringen ihnen keine Schulen bei.



Bassano.

Fig. 2.

Sie lernen es selber. Tänze werden nicht anerzogen. Sie kommen wie die neuen Zeiten, die neuen Generationen, von ganz allein. Kommen und verschwinden. Jetzt ist der Walzer im Sterben. Der schöne, liebe Walzer mit seinen weichen Melodien und seinen fließenden Linien. Es geht viel Schönes mit ihm aus der Welt, viel Zartes und Feines. Der Twostep regiert, der eckige, kantige, derbe Twostep. Die Welt ist eben straffer geworden. Wir müssen uns darein finden. Der

Twostep hat gesiegt. Mit Pauken und Trompeten ist er gekommen — wie eben Sieger kommen."

Das ist, wie gesagt, sehr hübsch, aber doch wohl glücklicherweise nicht ganz zutreffend. Sicherlich kommt der Geist einer Zeit auch in der Art ihrer Tänze zum Ausdruck, und wir können rückschauend die mannigfachsten Wandlungen der Tanzformen verfolgen. So gering aber können wir von dem Geist unserer Zeit denn doch nicht denken, daß wir in den Barbareien



Bassano.

Fig. 3.

amerikanischer Unkultur sein getreues Spiegelbild zu erblicken vermöchten. Man möge sich diese aus Amerika importierten „Tänze" doch nur auf ihren Ursprung hin ansehen. Der eine entnahm seine Figuren den grotesken

Sprüngen und Gliederverrenkungen der Negersklaven, die anderen benützten als Vorbilder mimische Indianertänze, in denen das Gebaren von Tieren nachgeahmt wurde. Solche Tänze werden ja bekanntlich von den Naturvölkern oft mit erstaunlicher Meisterschaft ausgeführt, und wenn ein Indianer die Bewegungen des Bären oder das Liebeswerben des Truthahns tanzend darzustellen sucht, so wird er schon durch seine genaue Naturkenntnis vor allen Abgeschmacktheiten und widerwärtigen Plumpheiten bewahrt. Aber man sehe sich diesen Bären- oder Truthahntanz in einem modernen Ballsaal an! Kann man sich überhaupt noch etwas Abscheulicheres denken? Auch in Deutschland haben sich ja noch einige Volkstänze erhalten, die nichts anderes als eine mimische Darstellung von Vorgängen aus dem Tierleben bedeuten. Der bekannteste von ihnen ist der oberbayrische Schuhplattler, in dessen Figuren jeder Weidmann sofort das halb leidenschaftliche und halb drollige Liebeswerben des Birkhahns oder des Auerhahns erkennt. Warum, wenn man doch die Naturtänze der Neger und der Indianer nachmacht, ist man noch nicht auf die naheliegende Idee verfallen, auch den Schuhplattler in unseren eleganten Ballsälen heimisch zu machen? Vielleicht, weil die ungeheure Einfältigkeit und Geschmacklosigkeit solchen äffischen Gebarens dann sogleich auch dem Blödesten offenbar werden müßte. Gerade um dieser unausbleiblichen Wirkung willen wäre der Versuch auf das wärmste zu empfehlen.

Aber man sucht neuerdings seine Vorbilder für den wahrhaft „modernen" Tanz, der sich trotz aller heißen Bemühungen noch immer nicht zu festen und bleibenden Formen gestalten will, nicht bloß bei den Naturvölkern, sondern man fängt an, sich auch unter den exotischen Nationaltänzen umzusehen. Diesen Be-

strebungen verdanken wir die allerneuste Errungenschaft, den argentinischen T a n g o, der von Paris aus seinen Siegeszug durch das alte Europa angetreten und sich in Ermanglung eines würdigen Nachfolgers bis heute



Bassano.

Fig. 4.

auf dem Parkett unserer Salone und in unseren öffentlichen Tanzlokalen behauptet hat.

Mit Cakewalk, Bären- und Truthahntanz hat er allerdings nichts gemein, und wenn er von geschmeidigen Südamerikanerinnen, denen das spanische Blut heiß durch die Adern strömt, in Buenos Aires, Cordoba oder Santa Fé nach den Klängen einer feurigen Habanera getanzt wird, mag er wohl auch dem Auge des Zuschauers höchst erfreulich sein. Denn er besteht aus

einer Reihe von Figuren, die in ihrem phantastischen Wechsel reiche Gelegenheit zu leichten und graziösen Bewegungen bieten. Nicht weniger als zehn Variationen, die sich auf einer geschickten Verwendung des Polkaschritts aufbauen, lösen sich in bunter Folge ab und bieten gewandten Tänzern die Möglichkeit, eine ganze Skala seelischer Empfindungen vorzuführen.

Daß man aber d i e s e n Tango auf einer unserer gewöhnlichen Tanzgesellschaften niemals zu sehen bekommt, braucht kaum erst gesagt zu werden. Was da unter seinem Namen geht, ist zumeist nichts weniger als erbaulich, und wenn man auch über die Zweckmäßigkeit polizeilicher Zensur im Ballsaal sehr verschiedener Meinung sein kann, so wäre es doch durchaus wünschenswert, wenn der gute Geschmack hier die Rolle des Zensors übernehmen und allen häßlichen Auswüchsen, die der Tango gleich den berüchtigten „Schiebetänzen", bereits gezeitigt hat, durch entschiedenste Mißbilligung ein Ende machen würde. Als K u n st t a n z aber wird man den Tango viel eher gelten lassen dürfen als alle seine Vorgänger aus den letzten fünf oder sechs Jahren, und wo er als Schaustück von geschmackvollen Berufstänzern vorgeführt wird, kann man an ihm wohl eine reine ästhetische Freude haben. Die beigefügten Abbildungen Figur 1 bis 5 veranschaulichen einige besonders charakteristische Posen eines solchen kunstmäßig ausgeführten Tango, und wenn sie auch keine erschöpfende Vorstellung von dem Wesen dieses argentinischen Tanzes geben können, so dürften sie doch immerhin dartun, daß die Ausführung nicht jedermanns Sache ist.

Denen aber, die so laut nach einer angemessenen Ausdrucksform des modernen Geistes auch im Tanze rufen, möchten wir zu bedenken geben, daß gerade dem Gesellschaftstanz mehr als allen anderen Er-



Bassano.

Fig. 5.

scheinungsformen des öffentlichen Lebens ein sehr konservativer Zug eigen ist, und daß erfahrungsgemäß allen neuen Tänzen und Tanzarten gegenüber die alten Völker- und Nationaltänze mit der Zeit immer wieder das Übergewicht gewinnen.

Vielleicht also ist der liebe alte Walzer doch noch nicht ganz tot, sondern erlebt eines Tages, wenn wir uns aus unserer Amerikaschwärmerei heraus wieder ein wenig auf uns selbst besonnen haben, eine desto fröhlichere Auferstehung.





Das Weib an der Krücke.

Novelle von Carola v. Eynatten.

Sie waren beide verstimmt. Vielleicht trug das Wetter die Schuld. Obgleich seit einigen Tagen die Septembermitte überschritten war, lag eine brütende, lähmende Schwüle über Wasser und Land. Matt hing das Laub an Baum und Strauch vom Geäste, die Dünen, scheinbar dem hochgelegenen Garten greifbar nahe, brannten gelb in der Sonnenglut, und die Nordsee dahinten dehnte sich grau und schwer wie dickflüssiges Blei. Kein Segel weit und breit, nicht einmal eine kreisende Möwe. So hielt sich das Wetter schon seit Tagen, nur daß die Quecksilbersäule mit jedem Tage höhere Grade zeigte und das Aussehen des Meeres immer drohender wurde.

Über eine halbe Stunde war verstrichen, ohne daß ein Wort zwischen dem Maler Franz Wels und seiner Frau Nina gewechselt wurde. Sie gähnte abwechselnd hinter der vorgehaltenen Hand, abwechselnd versetzte sie die aus himmelblauen Seidenschnüren geknüpfte Hängematte in schwingende Bewegung, um sich ein wenig Kühlung zu verschaffen. Er saß mit breit aufgelegtem Ellbogen ihr zur Seite an einem Marmortischchen, eine Kanne Eislimonade vor sich, und schaute unter leicht gesenkten Wimpern hervor ins Weite, hinaus aufs Meer, dessen Wasser hier und dort im metallischen

Glanze schimmerten unter dem Überfluß an Sonnenschein.

Wieder hob sich die über den Rand der Hängematte niederhängende Hand, um ein Gähnen zu verdecken, dann endlich sagte Nina leise, matt: „Trostlos, diese Hitze!“

Ob er es wohl gehört hatte? Er blieb so regungslos wie bisher, kein Zug seines verträumten Gesichtes veränderte sich.

„Franz!“

Dieser Ruf fand so wenig ein Echo wie die Bemerkung von vorhin.

Und wieder, noch lauter: „Franz!“

Ein leises Regen wie bei einem aus tiefem Schlafe Geweckten ging durch seine Züge, dann durch seine Gestalt. Langsam drehte er ihr den Kopf zu und fragte: „Hast du etwas gesagt, Liebe?“

„Daß diese Hitze trostlos ist!“ antwortete sie ungeduldig, diesmal ohne jeden Beiklang von Mattigkeit.

Wels nickte. „Ja, das ist sie. Sie wird Herr über uns, wir mögen uns noch so wehren! Seit gestern kann ich nicht einmal arbeiten, und das ist das Schlimmste!“

Seine Frau machte eine jähe, unmutige Bewegung, die ihr Ruhelager in kräftige Schwingung brachte. „Nein,“ rief sie, „das Schlimmste ist die Langweile, die sich bei einer derartigen Temperatur noch härter erträgt!“

„Ich habe keine Langweile — natürlich nicht,“ setzte er rasch hinzu, wie entschuldigend. „Wenn wir von einer allbeherrschenden Idee erfüllt sind, ist und gibt sich uns alles anders, sind unsere Bedürfnisse, sind wir selber andere.“

Nina hob die Schultern. Sie sah sehr unmutig aus. „Ich verstehe nicht, wie man sich und anderen zur Qual

jahrelang einem Phantom nachjagen mag!“ sagte sie und machte auf ihrem luftigen Lager eine halbe Wendung, die sie ihrem Manne näher brachte.

Mehr und mehr verlor sich der verträumte, versunkene Ausdruck in seinen Augen, und leise den Kopf schüttelnd antwortete er überzeugt: „Es tut mir leid, Nina, daß du so denkst, denn es ist kein Phantom, dem ich nachjage. Damals, an jenem Januarmorgen auf San Hilario, war ich sogar recht nüchtern gestimmt. Der Anblick der so zahlreich vor der Kirche versammelten Esel, die der priesterlichen Weihe warteten, interessierte mich ungemein, und ich machte zu Rudolf Leinz gerade eine Bemerkung darüber, als ein Wagen vor die Kirchtür fuhr und zwei hinzuspringende Männer voll Vorsicht und Ehrfurcht einen uralten Mann im bunten Flickenmantel heraushoben und in das Gotteshaus führten. Verwundert schauten wir ihm nach, als ein wunderliebes Mädchen, halb noch ein Kind, an uns vorüberhuschte und ebenfalls in der Kirche verschwand — dicht hinter dem Greise und seinen Führern. Ich stand wie gebannt, während es mir durch den Kopf zuckte: Da — das ist deine ‚Verheißung‘, die du schon so lange suchst, ohne sie finden zu können!“

Wels seufzte tief auf, und sein Blick wollte sich ins Weite, ins Unbestimmte verlieren.

Nina aber rief ungeduldig: „Das weiß ich alles, du hast mir diese Geschichte schon dutzendmal erzählt! — Ich weiß aber auch, daß dein Vetter Leinz dir in meinem Beisein wiederholt sagte, du bildest dir diese wunderbare Erscheinung bloß ein. Mit dem armseligen Alten hätte es seine Richtigkeit, gefolgt wäre ihm aber keine Seele, und das hätten auch alle die Umstehenden bestätigt, das hättest du selbst sehen müssen, als die Leute nach beendetem Gottesdienst die Kirche wieder

verließen, denn der Alte wäre allein herausgekommen, wie er hineingegangen war."

„Das alles mag seine Richtigkeit haben — gesehen habe ich meine Verheißung aber doch, freilich nur während eines flüchtigen Augenblicks und — nie mehr wieder!" sagte der Maler bekümmert. Dann setzte er wie in jäher Entschlossenheit hinzu: „Ich werde sie aber trotz allem wiederfinden, denn ich muß es! Ich finde keine Ruhe, ehe ich mir die Verheißung von der Seele gemalt habe, ich werde auch nicht eher etwas wirklich Bedeutendes, künstlerisch Vollkommenes leisten!"

Die junge Frau sah sehr unglücklich aus. In ihrer Sorge die Hände ineinander pressend sagte sie: „Einbildungen — nichts als Einbildungen! — Geh in dein Atelier, stelle alle die ‚Verheißungen', die du seither versucht hast, nebeneinander und betrachte sie ohne Vorurteil. Du wirst sehen, daß wundervolle Stücke dabei sind, denen ein besseres Los gebührte, als gegen die Wand gelehnt zu stehen. Die aus blitzdurchzuckter Nebelwand herausschwebende Verheißung ist ein Meisterwerk, das sagen alle — deine Genossen, deine alten Lehrer, die Kritiker, die Kunstkenner von Ruf. Sie würde dich in die vorderste Reihe der Maler stellen, könntest du dich entschließen, sie fertig zu malen!"

Nina hatte sich so heiß geredet, daß sie die äußere Hitze im Augenblick nicht mehr empfand. Ihr Mann mußte zur Einsicht gebracht, mußte überzeugt werden. Bei ihrer gegenwärtigen Lebensweise ging er künstlerisch zugrunde, und sie — sie hielt es einfach nicht mehr aus, kein Jahr, kein Vierteljahr mehr. Diese Langweile, diese Öde um sie, das Verlangen nach der Welt, nach Verkehr mit gebildeten Menschen tötete sie, so übermächtig war es schon!

Er hatte eine Weile still vor sich hin geschaut, jetzt erwiderte er melancholisch: „Es mag ja sein, daß unter den Entwürfen manches Gute vertreten ist, für mich aber sind sie alle Stümperwerk, denn sie bleiben meilenweit hinter dem zurück, was ich will, was mir vorschwebt, was ich oft greifen zu können glaube und doch weder aufs Papier noch auf die Leinwand bringe!“

Eine solche Erregung war über die junge Frau gekommen, daß jeder Nerv in ihr hüpfte, sie sich erst beruhigen, sammeln mußte, ehe sie wieder sprechen konnte. Und als es so weit war, sagte sie sanft und überredend: „Sei doch vernünftig, Franz, überlege und sage dir dann selbst, ob es so bleiben kann!“

„Sobald ich sie gefunden habe, wird es anders werden, eher nicht!“ versetzte er hartnäckig.

„Hör mich doch nur an —“

„Jedes Wort ist überflüssig, ich ändere nichts, ich weiche, ich ruhe nicht, bis ich am Ziele bin, bis meine Verheißung so vor mir auf der Leinwand steht, wie ich sie vor mir sehe!“

„Denk doch an deinen Künstlerruf! Du kommst ja in Vergessenheit, alle Mühen, alle Arbeit deiner früheren Jahre gehen dir verloren, spielst du fortgesetzt den Einsiedler!“

„Um mich ist dir's ja gar nicht zu tun — nur um dich! Nach München möchtest du wieder, dich feiern lassen — das ist's!“

Mit einem Ruck schwang sich die junge Frau aus der Hängematte und stand vor dem Tischchen. „Dieser Vorwurf ist ungerecht! Ich habe dir zur Genüge bewiesen, denke ich, daß ich auf das Gefeiertwerden verzichten kann. Wenn es aber auch so wäre, dürftest du, dürfte irgendwer es mir verargen? Ich bin noch keine fünfundzwanzig, ich bin weltgewöhnt, ich bin Künst-

lerin so gut, wie du Künstler bist, dennoch habe ich seit zwei Jahren auf alle Gaben, die mir die Welt bietet, verzichtet und mich mit dir, um deinetwillen in dieser Einsamkeit begraben. Für einen einzigen Winter wollten wir München verlassen —“

„Voraussichtlich, habe ich damals gesagt — voraussichtlich!“

„Bitte, bis April wollten wir in Nervi bleiben, dann vielleicht noch für etliche Monate in Rom — so hast du gesagt! — Und Rom, das wäre auch etwas gewesen. Wir sind aber nicht nach Rom gegangen. Wir gingen von dem gräßlichen Nervi direkt nach Tirol, weil du dich nach der ‚erhabenen Ruhe‘ des Hochgebirges sehntest, und dort haben wir uns in einem unter Schnee und Eis versunkenen Einödhof eingerichtet. Nach der Öde des Klausentales begann die noch trostlosere Strandidylle, die wir heute noch genießen —“

„Im November nimmt auch sie ein Ende.“

„Gott sei Dank!“

„Ich will es dann noch einen Winter mit Nervi versuchen und dann —“

Nina ließ ihn nicht ausreden. Entschieden erklärte sie: „Da tue ich nicht mehr mit, Franz! Wieder den ganzen Tag allein in einem frostigen Hotelzimmer oder unten an der Marina sitzen, während du von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang deiner ‚Verheißung‘ nachläufst, die sich nirgends wiederfindet, weil sie niemals existierte — nein, dazu bringst du mich nicht!“

Des Malers Züge verfinsterten sich wie unter einem schweren Wolkenschatten. Aber ruhig, als wäre es so selbstverständlich, sagte er: „Halte das, wie du willst. Ich zwinge dich nicht zum Mitgehen, wenn dir's widerstrebt, obgleich ich das volle Recht hätte —“

„Bitte, das hast du nicht, denn du wußtest, daß

eine Geigenkünstlerin in der Welt leben muß. Und ich habe mir zudem die fernere Ausübung meiner Kunst vorbehalten. Woher also willst du das Recht nehmen, mich daran zu hindern?"

„Laß das! Es ist zwecklos, sich um Nebendinge zu zanken. Ich gehe unter allen Umständen wieder nach Nervi. Vorige Woche war ich in drei einander folgenden Nächten dort, und jedesmal habe ich das Mädchen von San Hilario genau so wiedergesehen wie damals —"

„Aber, Franz, das ist doch krasser Aberglaube!" rief Nina entsetzt.

Lässig hob er die Schultern. „Mag sein. Ich habe aber auch noch mehr im Traum erschaut in den drei aufeinander folgenden Nächten. Daß ich nach Nervi gehe, steht also fest — du aber kannst meinetwegen für den nächsten Winter nach München oder wohin du sonst willst. Im Frühling zeigt sich's dann, was ich weiter tue. — Bist du damit einverstanden?"

Die Augen der jungen Frau waren immer weiter, ihre Züge waren immer bleicher geworden. Er sah es nicht, er schaute wieder hinaus aufs Meer.

Alles hätte sie erwartet — alles, nur das Angebot einer Trennung nicht. Sie zauderte mit der Entscheidung. Die Großstadt, das Leben lockten mächtig, Nervi grinste sie an wie eine Fratze aus hohlen, leeren Augenhöhlen — aber es ist nicht leicht, ein Band zu lockern, das fürs Leben geknüpft wurde. Sie hatte die Empfindung, daß ihr Mann sie vor eine schwerwiegende, folgenreiche Entscheidung gestellt habe. Dann stand auch der Trotz auf. Wenn ihm nichts an der Trennung lag, wenn er nur an sich und seine persönlichen Interessen dachte, wenn er vielleicht lieber allein —

„Ich bin einverstanden, ich gehe nach München!" erklärte sie fest.

Wels nickte. „Gut. Willst du gleich gehen oder warten bis nach Vollendung meiner angefangenen Bilder?"

„Wie es dir lieber ist."

„Mir ist's gleichgültig. Ich überlasse es dir, zu bestimmen."

Wieder zögerte Nina, dann sagte sie: „Ich warte."

„Gut. Es wird aber wahrscheinlich November werden, bis ich zum Aufbruch bereit bin."

„Habe ich hier so lange ausgehalten, so halte ich's auch noch ein paar Wochen länger aus."

„Wie du willst," erwiderte er aufstehend. „Das übrige zu besprechen und zu regeln, bleibt uns noch lange Zeit."

Damit wendete er sich und ging dem Hause zu, in dem er verschwand.

Nina Wels warf sich wieder in die Hängematte — so ungestüm, daß sie eine ganze Weile heftig schwang. Eine tiefe, eine brennende Bitterkeit quoll in ihr auf.

Franz sah, dachte und fühlte seit zwei Jahren nichts als seine Verheißung, die ein ewiger Traum zu bleiben drohte. Dieser Egoist! Ob sie sich in Langweile, in Sehnsucht verzehrte, ob sie in dieser ihr aufgezwungenen trostlosen Einsamkeit als Künstlerin zugrunde ging, dafür hatte er keinen Gedanken übriggehabt, nicht einen einzigen! Es war empörend — empörend!

Und sie redete sich so hinein in ihre Bitterkeit, daß das erst nur Gedachte sich in Gefühle umsetzte, die sie bis zur Unempfindlichkeit gegen alles Äußerliche beherrschten.

Wer ihr diese Wendung vorhergesagt hätte, als sie, die rasch der Ruhmeshöhe entgegengehende junge Künstlerin, dem preisgekrönten Maler der gen Himmel schwebenden „Sehnsucht" zum Altar gefolgt war! Wer es ihr vorhergesagt hätte!

Als wäre es erst vor wenigen Wochen gewesen, so deutlich stand der Tag vor ihr, an dem sie ihn zum ersten Male gesehen, und der sie sofort zu seiner Braut gemacht hatte. Es war der Mittag nach ihrem zweiten Münchener Konzert gewesen, als er vor sie hin getreten war und ohne jede Einleitung ernst und schlicht gefragt hatte: „Nina Brückner, Sie sind für mich die Erfüllung des Frauenideals, Sie sind die Künstlerin mit der echt weiblichen Seele — wollen Sie meine Frau werden? — Meine ‚Sehnsucht' — sie ist der Ausdruck der in mir webenden — hat mich zum bekannten Maler gemacht, meine ‚Verheißung' wird mich zum berühmten machen. Sie ist zwar bis jetzt nur ein mich umschwebender Traum, aber sie wird Wirklichkeit werden. Ob in einem, ob in zwei, ob erst in zehn Jahren bleibt sich gleich, denn mein Onkel, der Großindustrielle Edelmeyer in Nürnberg, bewilligt mir mit meiner Verheiratung eine Jahresrente von zwölftausend Mark. Davon läßt sich's leben. Auch habe ich selbst ein kleines Kapital und verdiene schon jetzt ein paar tausend — wollen Sie also?"

Und sie hatte, fortgerissen von den Impulsen des Augenblicks, fortgerissen von ihrer Bewunderung für seine „Sehnsucht", geantwortet: „Ich will es, Franz Wels! Nur will ich nicht, daß Sie sich an mich binden, ohne mich zu kennen. Wir wollen uns in einem halben Jahr verloben."

„Nein, heute noch soll es geschehen. Ich habe Sie gestern spielen hören, und Ihre Geige hat mir gesagt, daß in Ihnen alles wohnt, was gut ist auf Erden."

So war sie seine Braut geworden, wenige Stunden nachdem er zu ihr gekommen, und keine Sorge für die Zukunft war in ihr wach geworden, kein Zweifel an ihm, kein Zweifel am Glück. Wer die Sehnsucht so

groß, so edel darzustellen wußte, war noch mehr als ein guter Mensch!

Drei Monate später hatte sie an einem Samstag die von Neugierigen dicht besetzte Frauenkirche an seinem Arm als sein Weib verlassen, und diesem Gange war ein Jahr brausenden Glücks gefolgt.

Sie hatten es in München verlebt unter mancherlei künstlerischen Erfolgen, unter unermüdlicher Arbeit, unter unermüdlichem Streben.

„Daß ihr beide euch gefunden habt, ist ein großes Glück — besonders für Franz!“ hatte Onkel Edelmeyer allemal gesagt, wenn er zu ihnen nach der Residenz und wenn sie zu ihm nach Nürnberg gekommen waren.

Als aber das zweite Weihnachtsfest, das sie als Mann und Frau begingen, herankam, da hatte ihn die Erinnerung an das „Mädchen von San Hilario“, da hatte ihn auch die unbezwingliche Italiensehnsucht gepackt, die dem Germanen unausrottbar im Blute liegt — da hatte er nicht geruht, bis sie eingewilligt, das traute Fest auf fremdem Boden mit ihm zu feiern. Wochenlang hatte er ihr vorgeschwärmt von dem Zauber Nervis, vom Zauber der ligurischen Küste, die sich unermeßlich dehnt in ihrer tiefen und doch kristallklaren Bläue, daß sie schließlich freudig gegangen war — ihrem Elend entgegen.

Die Festtage waren ihre letzten Glückstage gewesen, dann hatte die atemlose Jagd nach dem „Mädchen von San Hilario“ begonnen, dann hatte sich der Raum, den sie im Leben ihres Mannes einnahm, von Tag zu Tag enger zusammengezogen. Heute nun stand sie vor der Trennung von ihm. Nur vor einer zeitweiligen, aber es konnte doch nie wieder so zwischen ihnen werden, wie es gewesen war! —

Gegen Abend wurde die Schwüle noch unerträg-

licher, obgleich der Himmel allmählich die Farbe des Meeres angenommen hatte, die Sonne hinter dichten Dunstschleiern in die Flut sank. Nina, hingenommen von ihren Gedanken und gärenden Gefühlen, empfand es nicht. Sie schaukelte lässig weiter in ihrer Hängematte, ankämpfend gegen das heiße Naß, das sich unter ihren dunklen Wimpern hervordrängen wollte.

Erst als die Dämmerung stärker wurde, suchte auch sie das Haus auf.

Ninas Zimmer, die gemeinschaftlichen Wohnräume und die Wirtschaftsgelasse befanden sich im Erdgeschosse, der obere Stock und die ihm als Atelier dienende Giebelstube waren Wels allein überlassen. Er wollte ganz ungestört sein, niemand sehen noch hören, wenn er nicht selbst Gesellschaft suchte.

In ihrem Studio, wie sie das neben dem Schlafzimmer liegende Gemach nannte, war es erstickend heiß, und ihr erster Weg führte nach den einander gegenüberliegenden Fenstern, deren eines der See, deren anderes dem Lande zugekehrt war. Weit schlug sie beide zurück, so daß ein Lufthauch kühlend den Raum durchzog, sie doch wieder atmen konnte. Heute, unter dem Doppeldruck der Gemütsverstimmung und der großen Hitze, heute, wo ihr zumute war, als hätte sie jemand sehr, sehr Liebes begraben, war ihr der Atem ohnehin beengt.

Dann trat sie an ein Hängeschränkchen an der Wand und holte ihre Geige heraus, ein unscheinbares Instrument im schlichten, gebrauchsschwarzen Holzgehäuse und doch Tausende wert, denn es war eine Alt-Cremoneser Geige. Zärtlich betrachtete sie die treue Freundin, die sie so lange nicht mehr beachtet hatte aus Rücksicht für ihren Mann, den jeder Laut in der Umgebung des Hauses störte und verdroß.

Jetzt konnte sie nicht anders, jetzt mußte sie sie hervorholen und in der Zwiesprache mit ihr dem Ausdruck geben, was in ihr wogte und nagte.

Ob sie wohl noch spielen konnte wie sonst, oder ob ihre Kunst gelitten hatte in dieser öden Dünen- und Wasserwildnis? Eine jähe Angst befiel sie. Am offenen Fenster stehend, führte sie den Bogen fast zaghaft prüfend über die leise erklingenden Saiten.

Es ging noch!

Bald quollen die Töne wie Perlen unter dem wieder fest und sicher geführten Strich — ihre Geige hatte das Klagen und Weinen, das Singen und Jauchzen noch nicht verlernt, der Bogen gehorchte ihrem Willen wie zuvor, wie in ihrer besten Zeit.

Sich selbst vergessend, spielte und spielte sie, spielte sie sich die Ruhe, spielte sie sich ein neues Hoffen in die gequälte Seele hinein.

Brausend flog ein Windstoß um das Bohlenhaus, rüttelte in zügelloser Wut an Türen und Fenstern, ein wilder Vorreiter des heraufsteigenden Kampfes der Elemente. Nina hörte, fühlte ihn nicht. Blitze schossen über den Himmel, der Donner mischte sich mit dem Brausen und Heulen der vom Sturm aufgepeitschten Fluten zu einer erschütternden Sinfonie. Nina achtete nicht darauf. Die Geige jauchzte, triumphierte hinein in den Aufruhr der Natur, als könnte sie ihn mit ihrem Singen und Klingen meistern, übertönen.

Ihre Kunst wenigstens besaß sie noch und mit ihr auch ein gut Teil Glück!

Und sie war es auch nicht, die das Gespenst herbeigerufen, das heute zwischen sie und Franz getreten. Vielleicht hatte er es ebensowenig gerufen, war es von selbst gekommen. Daß sie endlich ungeduldig geworden, daß sie sich nach dem Klausnerleben, das

hinter ihr lag, geweigert hatte, nochmals nach Nervi zu gehen, konnte ihr wirklich nicht angerechnet werden.

An diesem Abend sah sie ihren Mann nicht mehr. Wie so oft in letzter Zeit ließ er sich die Mahlzeit in seine Arbeitsräume hinaufbringen, in denen er auch die Nacht auf einem Schlafdiwan zubrachte. Das war ebenfalls nichts Neues, also ohne tiefere Bedeutung. Es geschah allemal, wenn eine Idee sich zu fester Gestalt verdichten wollte und er jede Ablenkung scheute.

Am anderen Morgen kam er zum Frühstück herunter, und seine ersten Worte waren: „Du hast gestern abend wundervoll gespielt, Nina."

Sie errötete vor Vergnügen.

Er aber fuhr fort: „Willst du mir einen Gefallen tun, so spiele jeden Abend um die Zeit wie gestern. Es erleichtert mir das geistige Gestalten."

Von da ab spielte Nina Abend für Abend, und als es zu kühl wurde, um am offenen Fenster den Bogen zu führen, öffnete sie die Tür nach dem Vorraum, wie Wels es oben in seinem Atelier tat.

Dieses Spielen und dieses Lauschen war aber so ziemlich die einzige Beziehung zwischen ihr und ihm. Sie sahen sich selten, höchstens bei Tische, und wenn er zu den Mahlzeiten im Eßzimmer erschien, war er fast stets wortkarg, in sich versunken und hielt sich selten lange unten auf. Von seinen Winterplänen sprach er so wenig, als er nach den ihrigen fragte, und auch über sein künstlerisches Schaffen äußerte er sich nicht. Sie wußte nicht einmal, was ihn gegenwärtig beschäftigte, woran er arbeitete, bis sie eines Tages sich danach erkundigte.

„An meiner ‚Verheißung' natürlich, und ich glaube, so nahe wie diesmal bin ich dem mir vorschwebenden Bilde noch nie gekommen," erwiderte er.

„Wie mich das freut!“ rief Nina voll Wärme.

„Komm mit hinauf,“ forderte Wels sie auf. „Das Bild ist zwar noch nicht fertig, aber was noch fehlt, sind Kleinigkeiten, deren Mangel weiter nicht stört.“

Die junge Frau blieb auf der Schwelle überrascht stehen. Alle Staffeleien waren besetzt mit mehr oder minder vorgeschrittenen Gemälden, und an den Wänden hingen mehrere vollendete, die ihr gleichfalls fremd waren. Er mußte sehr — sehr fleißig gewesen sein in der letzten Zeit.

„So habe ich wenigstens nicht umsonst in dieser Einsamkeit vegetiert!“ dachte sie ehrlich erfreut.

Während ihre Augen langsam den beinahe saalartigen Raum durchliefen, den der Maler sich durch das Niederlegen zweier der hölzernen Zwischenwände geschaffen, hatte er eine gewaltige Doppelstaffelei, auf der eine Leinwand von mehreren Quadratmetern stand, vorsichtig herumgeschoben, so daß das volle Licht auf die bemalte Fläche fiel, und nun wies er seiner Frau einen Platz an, von dem aus sie sein Werk besichtigen sollte.

Eine feine Röte floß über ihr ausdrucksvolles Gesicht, als sie stumm, mit verschlungenen Händen davorstand, und in ihren dunklen Augen leuchtete freudige Bewunderung auf.

Dann wendete sie sich zu Wels und sagte strahlend, lebhaft bewegt: „Franz, diese auf goldig durchleuchteter Wolke erdenwärts schwebende ‚Verheißung‘ übertrifft deine berühmte ‚Sehnsucht‘ noch bei weitem! — Dieses Werk wird dich unter die größten Meister deiner Kunst reihen!“

Der Schimmer eines Lächelns ging über seine bleichen, ernsten Züge, und er sagte leise: „Kleine Enthusiastin! Wenn nicht ich das Bild gemalt hätte, würdest du viel nüchterner und richtiger urteilen!“

„Du bist doch nicht unzufrieden damit?“ rief sie fast angstvoll.

„Ja und nein. Es ist kein erstklassiges Meisterwerk nach meiner Schätzung, aber es ist ein gutes Bild. Das aber, was ich will, was vor mir steht, ist es jedenfalls noch immer nicht, und solange mir seine Verwirklichung nicht gelungen ist, werde ich immer wieder von vorne anfangen,“ erwiderte er.

„So soll auch diese ‚Verheißung‘ in eine Ecke wandern?“ fragte Nina bekümmert.

„Höchst wahrscheinlich wird das ihr Los sein.“

Nina sah bitter enttäuscht und unglücklich aus. Ihres Mannes fixe Idee schien unheilbar — er ging noch zugrunde an ihr.

Er aber, als hätte er erraten, was sie dachte, was in ihr vorging, versetzte: „Heute hältst du mich für einen Narren — ich hoffe jedoch, es wird ein Tag kommen, an dem du dich freust, daß ich deiner Versucherstimme kein Gehör gegeben habe.“

Nina sah nicht aus, als ob sie daran glaubte.

„Du bist doch auch nie vors Publikum getreten, ehe du die zum Vortrag gewählten Stücke nicht so spielen konntest, daß du vollständig zufrieden mit dir warst!“

„Gewiß nicht, nur war ich nicht so anspruchsvoll,“ antwortete sie.

„Hm!“

„Auch du warst es früher nicht, Franz, sonst hättest du nicht die ‚Sehnsucht‘ hinausgehen lassen, die, so schön sie ist, doch nicht heranreicht an dieses überwältigende Bild.“

„Damals war ich drei oder vier Jahre jünger, als ich heute bin. Die Leistungen müssen mit den Jahren steigen. Zudem kann ich nicht anders, ich muß suchen — suchen und versuchen. Es zwingt mich dazu, es ist

stärker als ich! Die Kunst ist keine Magd, die uns dient — sie ist eine absolute Herrscherin, die uns zertritt, sind wir ihr nicht blind untertan."

Nina, die ihren Mann während dieser Rede nicht aus den Augen gelassen, erschrak über sein Aussehen, über die seltsame, die beinahe fanatische Glut seiner Augen. Wenn er so weitermachte, verzehrte er sich in dem Ringen um etwas, das wohl unerreichbar war. Sie schwieg aber, sie schwieg aus der Überzeugung heraus, daß jedes weitere Wort verloren wäre, ihn bloß aufregen würde.

So trat sie ohne eine Bemerkung vor die übrigen, ihr noch unbekannten Gemälde ihres Mannes, die alle die sichere Hand des Meisters, den edlen Charakter zeigten, der alle seine Werke auszeichnete.

„Eines so schön wie das andere!" sagte sie endlich halblaut, mehr zu sich als zu ihm.

„Lückenbüßer — Alltagskitsch, wie er von Tausenden fabriziert wird! Ich habe sie nur gemalt, um wieder einmal genannt zu werden, ein paar Bilder zu verkaufen," sagte er abweisend.

Über eine Stunde hatte der Besuch im Atelier gedauert, und als Nina ging, sagte Wels: „Heute und morgen arbeite ich noch, dann geht's ans Packen."

„Und an die Trennung!" setzte sie in Gedanken hinzu. —

Am anderen Tag stieg sie ungerufen in den oberen Stock hinauf und leistete Wels stillschweigend Gehilfendienste beim Einpacken, die ebenso schweigend angenommen wurden.

Dabei besserte sich aber seine Stimmung sichtlich. Er nahm an den Mahlzeiten wieder regelmäßig teil, begleitete seine Frau bei ihren gewohnten Spaziergängen am Strand, und des Abends saßen sie zusammen

in dem behaglichen Wohnzimmerchen im Kajütenstil. Dann holte Nina ihre Geige, oder Wels plauderte von Nervi und von seinem Verlangen, die ihm so liebe Stätte wiederzusehen, wieder hinauszuschauen auf die saphirblauen Fluten des Ligurischen Meeres, wieder unter Ölbäumen und Palmen zu sitzen.

Nichts aber in seinen Äußerungen ließ erkennen, ob er noch mit einer längeren Trennung von ihr rechnete, ob er diesen Gedanken aufgegeben oder ob er die ganze Sache vergessen hatte. —

Das Packen der Bilder, der Geräte und der vielen präparierten Seetiere, die der Maler im Laufe der Zeit gekauft hatte, war eine heikle Arbeit und nahm länger in Anspruch, als er gedacht hatte. Dann kam noch die Übergabe des Hauses an den Bevollmächtigten des Besitzers, eines Handelskapitäns, und an einem trüben, feuchten Novembermorgen stand endlich der Wagen vor der Tür, der das Ehepaar nach der Bahnstation bringen sollte.

Nina stand reisefertig im Eßzimmer, und Wels legte eine zierliche Brieftasche von Schlangenhaut vor sie auf den Tisch.

„Nimm das," sagte er. „Es sind tausend Mark drinnen. Bis zum Ersten wirst du mit ihnen auskommen, denke ich. Unsere Münchener Wohnung ist ja mit allem Nötigen so reichlich versehen, daß du nicht viel anzuschaffen haben wirst, und bis Frankfurt am Main geht die Reise auf meine Kosten."

Also doch Trennung!

Nina schob die Brieftasche zurück und sagte leise: „Danke — es ist überflüssig. Du weißt, meine Ersparnisse und mein Erbe liegen auf der Bank und bilden ein sehr anständiges Kapital."

Er aber wiederholte: „Nimm! Ich will nicht, daß

meine Frau aus ihrer Tasche lebt. Du erhältst jeden Monat fünfhundert Mark."

„Es ist nicht nötig —"

„Bitte!" fiel er ihr mit einer abschließenden Gebärde ins Wort.

Die junge Frau fügte sich. Als aber der Wagen schon seit einer längeren Weile die nasse Landstraße entlang fuhr, begann sie doch nochmals: „Getrennt von dir, ist es mir peinlich, von deinem Gelde zu leben, Franz. Nicht deinetwegen, mir ist's um Onkel Karl. Er hat seine eigenen Ansichten und wird es höchst unpassend finden, daß wir für einen ganzen Winter auseinander gehen."

„Das kommt anderswo auch vor. Ich werde ihm die erforderlichen Erklärungen geben."

„Er wird sie nicht gelten lassen, und nach allem, was er für uns tut, schulden wir ihm große Rücksicht. — Du willst aber wohl jedenfalls lieber allein nach Nervi gehen?"

Man hörte die schwere Überwindung, die diese Frage sie kostete.

„Ja," antwortete er ruhig, „mir ist's lieber, wenn du's bei den Bestimmungen bewenden läßt, die wir getroffen haben. Ich werde tagelang, mitunter vielleicht wochenlang von Nervi abwesend sein, und es wäre mir peinlich, dich allein dort zu wissen. Begleiten aber könntest du mich auf den Streifereien, wie ich sie vorhabe, auch nicht."

„Gut," sagte Nina mit einem stolzen Neigen ihres Kopfes, „für mich ist München natürlich weit angenehmer."

„Das denke ich auch."

Sie war tief verletzt. Wie töricht, daß sie ihm wenigstens indirekt ihre Begleitung angeboten hatte! Er

wünschte sie doch gar nicht, er wollte allein sein — und sie hätte das wissen können, wissen müssen.

Nun, er sollte seinen Willen haben, sie war sogar jetzt zu einer dauernden Trennung bereit! Als Künstlerin konnte sie ihr nur vorteilhaft sein!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Winter war rasch vergangen, war schon bis in die letzte Faschingswoche vorgerückt. Wenige Wochen noch, dann brach der Frühling an, wenigstens der Kalenderfrühling.

Als sie das überdachte, saß Nina Wels im Ankleidezimmer ihrer eleganten Münchener Wohnung und ließ sich von einem Friseur den hübschen, edel geformten Kopf in ein Medusenhaupt verwandeln. Heute hielten die Münchener Künstler ihr großes Maskenfest ab, zu dem auch sie geladen war. Sie wollte als Medusa erscheinen in einem weißen Griechengewand von Leinenbatist, von dessen Gürtel sich einige Dutzend Schlangen bis an den breiten Purpursaum niederringelten.

Sie hatte sich sehr gut abgefunden mit ihrer Strohwitwenschaft. Über die erste, die schwerste Zeit hatten ihr die Verstimmung über die ihr widerfahrene Kränkung, über ihres Mannes Gleichgültigkeit und der enthusiastische Empfang hinweggeholfen, den ihre Freunde, den die Münchener Gesellschaft ihr bereitet hatten. Dann waren die Gewohnheit gekommen und die Zerstreuungen eines sehr lebhaften Verkehrs. Sie war in die Fluten des gesellschaftlichen Treibens viel tiefer hineingezogen worden, als sie gewollt hatte. Sie verbrachte nur selten einmal einen Abend allein daheim. Auch öffentlich gespielt hatte sie schon zweimal, freilich nur in Wohltätigkeitskonzerten größten Stiles. Das schadete aber nicht. Mit dem Verdienen hatte sie es

nicht eilig, und der Erfolg war nicht ausgeblieben. Die Zuhörerschaft und die Presse hatten ihre Darbietungen mit ungeteilter Begeisterung aufgenommen. Wo sie sich zeigte, wurde sie noch eifriger, noch stürmischer umdrängt, umschmeichelt, umworben als vor ihrer Verheiratung. Ihrer Kunst und deren Wirkung auf die Gemüter, ihrer gesellschaftlichen Stellung war sie sicher, und das war gut, denn ihr Mann strebte offenbar nach der Wiedererlangung seiner Freiheit, und sie mochte nicht lebenslang seine Pensionärin sein. Auf eigenen Füßen wollte sie stehen, selbständig nach jeder Richtung, und ihre dreijährige Ehegemeinschaft mit Franz Wels als eine Episode betrachten, die nur kurze Zeit ein flammendes Licht in ihr Leben getragen hatte.

Sie wußte sehr wenig von ihrem Manne. Briefe hatte sie ganze drei erhalten, die zwar einige Seiten lang waren, doch so wenig enthielten wie seine zweimal in der Woche pünktlich eintreffenden Ansichtskarten, die sie regelmäßig, aber ebenso kurz beantwortete. Es ginge ihm gut, er sei zufrieden und arbeite sehr viel, das war der ganze Inhalt seiner Mitteilungen. Das war auch alles, was sie wußte, freilich nicht alles, was sie vermutete. Denn sie las zwischen den Zeilen, daß er sich in der gehobensten Stimmung befand, und sie schloß daraus, daß er sich seines Alleinseins freute. Seit etwa zehn Tagen vermutete sie auch, daß er allein zu bleiben, die zeitweilige Trennung in eine dauernde zu wandeln wünschte.

Das kam so.

Der Impresario Robitschek hatte ihr vor einigen Wochen eine sommerliche Konzertreise durch die deutschen und österreichischen Alpenländer vorgeschlagen, und ihr Mann ließ ihr freie Hand. Ohne seiner ferneren Pläne nur andeutungsweise zu gedenken, hatte er ihr

geschrieben: „Auch mir erscheint Robitscheks Angebot äußerst vorteilhaft, und ich bitte dich in dieser Angelegenheit, unbekümmert um mich, nur deinen persönlichen Wünschen zu folgen. Ich will und kann mich dir nicht hemmend in den Weg stellen. Handle, als wärest du nicht verheiratet, und sei versichert, daß ich mich über deine zweifellos großen Erfolge herzlich freuen werde."

Das war doch sonnenklar, Vetter Leinz mochte noch so entschieden das Gegenteil behaupten! Es hieß nicht mehr und nicht weniger als: „Geh du deine Wege, wie ich die meinigen gehe!"

Als schlangenstarrende Medusa stand nun die junge Frau vor dem Spiegel, als Jetti, ihr Mädchen, ein buntprächtiges Chamäleon hereinführte. Es war Vetter Leinz, der bevorzugte Maler schöner Frauen.

Er blieb unter dem hellen Türbehang stehen und rief: „Unheimlich schön!"

Über Ninas Gesicht flog ein Lächeln der Freude.

„Hat dir Franz das Kostüm entworfen?"

Nina wendete halb den Kopf und antwortete spöttisch: „Als ob er seiner Würde so sehr vergessen könnte!"

„Wenn's für dich ist!"

„Bist du naiv!" entgegnete sie mit scharfem Lachen.

Da wußte Rudolf Leinz, daß sich die Wolken noch nicht verflüchtigen wollten. „Ich glaube, du kennst Franz trotz eures dreijährigen Zusammenlebens noch recht wenig," sagte er vorwurfsvoll. „Er ist der beste Mensch auf der Welt und hat ein so anhängliches Gemüt wie wenige."

„Er beweist es mir ja täglich!"

„Nina!" bat Leinz bekümmert.

„Warte nur seine Antwort auf meinen nächsten Brief ab, in dem ich ihm die gerichtliche Lösung unserer Ehe anbieten werde."

„Nein, das wirst du nicht tun!“ rief der Maler außer sich.

Sie trat vor ihn hin und bohrte ihre aufflammenden Augen in die seinigen. „Glaubst du, ich gehöre zu jenen Frauen, die sich so allgemach, gewissermaßen auf Umwegen abschütteln lassen, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist?“

„Franz ist deiner nicht überdrüssig, will dich nicht abschütteln! Daß sein Betragen sonderbar ist, gebe ich ja zu, und hättest du es erlaubt, so würde ich ihn längst zur Rede gestellt haben. Ich setze aber nur ein Mißverständnis voraus und —“

„Darum müßte ich wissen!“

„Das ist nicht gesagt.“

„Das ist nicht gesagt? Bei einem solchen Egoisten!“

„In gewissem Sinne ist jeder Künstler selbstsüchtig. Er muß es sein, denn er unterstellt seiner Kunst alles, auch das eigene Behagen. Tut er's nicht, so leidet seine künstlerische Entwicklung not.“

Was Leinz aber auch ins Treffen führen mochte, es blieb ohne Wirkung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Fest stand auf seinem Höhepunkte, der Rausch des Mummenschanzes hatte auch die Ernsten, die Älteren ergriffen, und prickelnde Witzreden schwirrten wie Leuchtkugeln durch die in das Brillantfeuer elektrischer Lichtfluten getauchten Säle.

Wie verstimmt auch Nina Wels gekommen war, sie erlag schließlich doch der Ansteckung, die von den übermutstollen Männlein und Weiblein ausging. Sie wurde fortgerissen von der sprühenden Lust ringsum, vom Humor, vom Witz und Geist, deren Gaben verschwenderisch ausgestreut wurden, fortgerissen auch von dem wogenden Formen- und Farbenmeer, das seinen

Zauber vor ihr entfaltete. Sie machte schließlich mit, sie überbot sich gar an launigen Einfällen. Das bunte Treiben wurde ihr zum Ventil, das der künstlich niedergehaltenen Erregung der beiden letzten Wochen einen Ausweg gewährte.

Rudolf Leinz beobachtete sie kopfschüttelnd.

War das herzloser Leichtsinn oder die verzweifelte Fröhlichkeit jener, die jauchzend und jubilierend dem Abgrunde entgegentanzen, den sie sich wahngespornt selber gruben?

Er kannte die Frau seines Vetters zu wenig, um sich ein Urteil zu bilden.

Aber er wollte sie kennen lernen! —

Ein von Straußen gezogener Rosenwagen wurde kurz vor der großen Pause in den Saal gefahren, umgeben von weißgekleideten Genien. Einige Pierrots, die Nina seit einer längeren Zeit schon umschwirrten, schlossen jetzt einen Kreis um sie und baten, sie auf ihren Thron heben zu dürfen. Und ehe sie noch antworten konnte, fühlte sie sich schon auf eine riesige Geige gehoben und unter dem Rufe: „Heil der Geigenkönigin!" nach dem Wagen getragen. Hier richtete einer aus der geflügelten Schar eine kurze Ansprache an sie, sich und seine Brüder in ihre Dienste stellend, dann überreichte er ihr eine Geige, ein wundervolles altes Instrument, dessen Wert den der ihrigen wohl noch übersteigen mochte.

Nina, die ungeachtet ihrer Verblüffung sogleich begriff, daß es sich um eine ihr vom Festkomitee zugedachte Huldigung handelte, zögerte mit ihrem Dank nicht. Stolzerfüllt, mit stärker schlagendem Herzen und schneller kreisendem Blute hob sie die Geige an das Kinn, während der Wagen langsam mit ihr weiterzog. Einige prüfende Striche, dann setzte sie mit voller

Kraft ein, umbraust von strömenden Melodien, befeuert von dem Gedanken: „Jetzt gilt's, dein Bestes zu geben!"

Und sie spielte, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gespielt hatte. Ein Schluchzen, ein Singen und Klingen, ein Jubeln und Jauchzen stieg aus den Saiten des Instruments hervor, daß es ihr selbst bald wie Eis, bald wie glühendes Entzücken durch die Adern rann.

Als Ninas Vortrag beim Stillestehen des betäubende Wohlgerüche aushauchenden Gefährtes an seinem Ausgangspunkte jäh abbrach, sprach ihr der Genius, der die Begrüßungsrede gehalten, im Namen der gesamten Münchener Künstlerschaft seinen Dank aus. Die Pierrots mit der Riesengeige standen bereit, sie wurde wieder darauf gehoben und in der gleichen Weise wie vorhin in den Speisesaal und an die Tafel des Komitees getragen, wo ihrer ein mit Blumengewinden umflochtener Ehrensitz wartete.

Die Tafelgenossen erhoben die Sektkelche, die hell zusammenklangen unter dem Rufe: „Heil der großen Geigenkönigin!"

Wer an den übrigen Tischen saß, wer sich zwischen ihnen bewegte, stimmte ein in diesen Ruf, und Nina, durchströmt von einer stolzen Freude, einem Triumphgefühl wie nie zuvor, neigte sich dankend nach allen Seiten.

Sie besaß den höchsten Schatz, der Menschen werden kann: die Kunst, die Herz und Sinne bestrickende Kunst der Töne! Was blieb ihr noch zu wünschen?

„Tanzen und spielen tust, feiern und umanand tragen laßt di, dein' Mann aber hat 's Unglück beim Krawattl packt! — Schamst di net, du!" zischelte es schadenfroh in ihre überschäumende Siegesfreude, in ihren Künstlerjubel hinein.

Mit einem hastigen Ruck wendete Nina den Kopf, durch das Gewühl der ab und zu strömenden Masken schob sich eilig die in graue Lumpen gehüllte gebückte Gestalt eines alten Weibes, das an einer Krücke humpelte.

Was war das? Franz sollte im Unglück sein — fern von ihr?

Der Kopf wirbelte ihr.

Hatte sie nur das Gezischel der Bosheit, des Neides vernommen, das ihr den eben erlebten Triumph vergällen wollte? Aber sicher, es war nichts weiter, es konnte nichts weiter sein! Wie es auch stand zwischen ihrem Mann und ihr — ein Unglück hätte er ihr doch nicht verschwiegen!

Oder — sollte es plötzlich über ihn gekommen sein, konnte sie es noch nicht wissen? Wie aber wußte es dann die häßliche Sorgengestalt an der Krücke?

Der Gemütserschütterung folgte eine stachelnde Unruhe. Mit starrem Lächeln saß Nina an der Tafel, nahm sie die Liebenswürdigkeiten der Komiteemitglieder auf. Sie plauderte zwar auch, doch nur mechanisch, und ihr Auge glitt immer wieder durch den Saal auf der Suche nach Leinz. Er war nicht zu sehen, und in seiner auffallenden Maske hätte sie ihn sicher bald gefunden.

Fast vier Uhr wurde es, als er endlich hinter ihrem Rosensitze auftauchte, sie erlösend aus einer namenlosen Pein.

„Willst du heimfahren, oder bleibst du noch?“ fragte Leinz.

Die junge Frau stand sofort auf, ohne auf die stürmischen Proteste der Tafelgenossen nur zu antworten. Sie vernahm sie kaum, beherrscht von dem einzigen Gedanken: Franz im Unglück!

An Rudolfs Arm und geleitet von mehreren Komiteeherren durchschritt sie den Saal und stieg die breite Steintreppe hinunter. Der Wagen kam auf den Ruf eines Dieners vors Portal, Ninas Geduldprobe war aber damit noch nicht zu Ende. Ihre Begleiter dankten ihr nochmals für den Genuß, den sie den Festgästen bereitet hatte, eine neue Flut liebenswürdigster Schmeicheleien rauschte über sie hin.

Endlich klappte der Wagenschlag, und die Pferde zogen an.

„Weißt du, daß Franz im Unglück ist — weißt du, was ihm zugestoßen ist, ob er krank oder was es sonst ist?" stieß sie angstvoll heraus und preßte die Hand ihres Begleiters.

„Seit wann leidest du an Halluzinationen, Frau Nina?" versetzte er scherzend.

Mit hastigen Worten berichtete sie ihm ihr Erlebnis mit dem Weib an der Krücke.

Da sagte er mit einem zwar nur flüchtigen, doch merkbaren Zögern: „Aber ich bitte dich — was wird es sein? Ein Schabernack, den eine Konkurrentin, eine Neiderin dir spielen wollte — vielleicht aber auch bloß ein Dummerjungenstreich. Mir wenigstens ist nichts bekannt. Die letzte Karte von Franz war ganz munter, die fällige läßt freilich länger auf sich warten als sonst, doch scheint mir das eher ein gutes als ein schlechtes Zeichen zu sein. Wem es übel geht, der schreibt."

„Es kommt auf den Charakter an. Franz ist anders als andere. Es mag ja töricht sein, aber ich bin in schwerer Sorge. Wie eine Hexe wirkte das abscheuliche Weib auf mich, als es so eilig davonhinkte."

Rudolf Leinz lachte. „Du bist doch sonst nicht so schreckhaft!"

„Nichts weniger als das, aber ich kann mir nicht helfen —“

„So schicke eine Depesche nach Nervi.“

„Weiß ich denn, ob Franz mir die Wahrheit berichtet? Er ist mitunter so sonderbar, und in der letzten Zeit vor unserer Trennung konnte ich öfter ein gewisses Mißtrauen an ihm beobachten.“

„Nun, krank ist er nicht, dessen bin ich sicher. Wann solltest du wieder Nachricht von ihm haben?“

„Am Freitag.“

„Also übermorgen. — Warte sie zunächst einmal ab, dann wird sich ja zeigen, was ist.“

„Sollte ihm wirklich ein Unglück begegnet sein, wüßte ich dann gar nichts, hätte aber zwei kostbare Tage verloren. Darum denke ich, das beste wird sein, ich fahre selbst nach Nervi.“

„Aber bedenke doch, daß sich das kaum paßt, wenn man — die Scheidung einleiten will,“ erwiderte Leinz spöttisch.

„Das ist eine Sache für sich, und in einem solchen Fall kommt sie schon gar nicht in Betracht.“

„Ich verstehe wirklich nicht, wie du ein dummes Maskengeschwätz so tragisch nehmen kannst!“

„Ich verstehe es auch nicht, aber es ist nun einmal so — und so bleibt es bei der Reise.“

Der Wagen bog in die Leopoldstraße ein, in der sich Ninas Wohnung befand, und die junge Frau bat: „Komm mit, Rudolf, und hilf mir ordnen. Ich muß manches verschließen und meinen Koffer packen.“

„Aber —“

„Sag nichts mehr dagegen! Ich würde schon mit dem ersten Zug fahren, müßte ich nicht auf der Bank Geld erheben.“

„Diesen Gang kannst du sparen. Ich bin zufällig

bei Kasse und strecke dir vor, was du brauchst," erbot sich der Maler.

„Danke. Ich will eine bedeutende Summe mitnehmen — für alle Fälle, denn man weiß nicht, wie man sie braucht."

Der Wagen hielt, und die verschlafen dreinschauende Jetti machte ein äußerst verblüfftes Gesicht, als ihre Dame ihr erklärte, an Schlaf sei für diese Nacht nicht mehr zu denken. Sie müßten sofort ans Packen gehen. „Vorher aber kochst du rasch für uns einen starken Kaffee und bringst alles herbei, was sich Eßbares im Hause findet."

Dabei schob sie dem Mädchen ein Fünfmarkstück in die Hand als Entschädigung für den Raub ihrer Nachtruhe.

„Und jetzt an die Arbeit!" setzte sie zu dem Vetter gewendet hinzu.

„In diesem wundervollen Kostüm?"

Auf den Lippen der jungen Frau erschien ein mattes Lächeln, als sie mit der Hand über die Stirn streichend sagte: „Natürlich werde ich mich zuvor umkleiden, ich dachte nur im Augenblick nicht daran. Bitte, sieh inzwischen den Fahrplan nach — er hängt im Vorzimmer."

„Du solltest ein paar Stunden wenigstens schlafen!"

„Dazu habe ich im Zuge Zeit genug. Wenn aber du müde bist —"

„Mir kommt's auf eine durchwachte Nacht nicht an."

Als Nina eine Viertelstunde später in einem grauwollenen Schneiderkleide wieder erschien, wurde sie von Rudolf mit der Bemerkung empfangen, daß um zehn Uhr ein direkter Schnellzug abginge.

„Das paßt mir — ich danke."

Zimmer für Zimmer wurde vorgenommen, dabei

gab es für den Maler jedoch nichts weiter zu tun, als die seiner Obhut bestimmten Schlüssel zu den Schränken und Truhen in Empfang zu nehmen, in denen die junge Frau alles einschloß, was sie an Wertstücken besaß.

„Kann ich dir denn sonst gar nichts helfen?" fragte er nach einer Weile.

Nina schüttelte den Kopf. „Du hilfst mir durch dein Hiersein," antwortete sie. „Es bannt wenigstens einigermaßen die mich verfolgenden unheimlichen Gedanken. Verzeihe nur, daß ich dich aus so selbstsüchtigen Gründen des Schlafes beraube."

„Im Gegenteil, ich freue mich, wenigstens zu etwas nütze zu sein. — Was sind denn das aber nur für unheimliche Gedanken?"

Ein brennendes Rot breitete sich jählings über ihre Wangen, kroch die Stirn hinan. Leise, zögernd antwortete sie: „Ich fürchte — das heißt ich denke — seine Nervosität könnte um sich gegriffen, bedenkliche Erscheinungen hervorgerufen haben —"

„Heißt im ehrlichen Deutsch: Du fürchtest, Franz könnte verrückt geworden sein?"

Nina umging eine direkte Antwort und sagte stockend: „Denke doch an die absonderliche Art seiner einstigen Werbung, denke an das Mädchen von San Hilario, an unsere Lebensführung in den beiden Jahren unseres Beisammenseins. Wie er es trieb, wie sonderbar er war, habe ich dir ja erzählt."

„Das hat nichts zu bedeuten, Bäslein," meinte Leinz beruhigend, denn quälende Angst sprang aus jedem ihrer Züge. „Wie ich schon gesagt habe, Franz stand und steht vielleicht noch heute im Bann einer großen Idee, die sich nicht klar und fest gestalten wollte. Darum hatte er keine Ruhe, darum wollte er niemand sehen, nichts hören — die Scheu vor der Ablenkung, vor dem Ein-

greifen der Außenwelt in die seiner Gedanken. — Nein, krank ist er nicht, eher vermute ich Geldsorgen."

Nina sah sehr verwundert aus bei dieser Eröffnung. „Daran habe ich noch mit keinem Gedanken gedacht, und ich glaube das auch am wenigsten. Er ist anspruchslos und sparsam. Auch erhalte ich mein Geld pünktlich an jedem Ersten."

„Auch jetzt noch?"

„Ja."

„Und doch bleibe ich bei meiner Vermutung."

Nina blieb einige Augenblicke still, ehe sie antwortete: „Ich kann mich ihr nicht anschließen. Franz war so nervös —"

„Also, dann sollst du alles erfahren, was ich weiß. Mit Onkel Edelmeyer soll es — das bleibt aber unter uns — sehr schlecht stehen, und Tatsache ist, daß der alte Herr das letzte Mal, da ich ihn gesehen, sehr sorgenvoll war. Er hat große geschäftliche Verluste gehabt. Ob der Zusammenbruch der Fabrik noch abwendbar ist, erscheint sehr fraglich, und so dürfte er gegenwärtig kaum in der Lage sein, die Franz ausgeworfene Rente weiterzuzahlen."

In Ninas Augen strahlte es auf. „Wenn das alles wäre, welch ein Glück!" rief sie tief atmend.

„Na, das Glück wäre doch recht mäßig!"

„Ist die Gesundheit nicht unvergleichlich mehr wert? Zudem brauchen wir die Rente ja gar nicht. Franz hat ein kleines Vermögen, ich habe ein ganz ansehnliches Bankdepot, und wir können beide tüchtig verdienen. — Hättest du's doch gleich gesagt, statt mich in dieser Angst zu lassen!"

„Ich wußte nicht, wie du es aufnehmen würdest."

Ein finsterer Schatten überflog ihr Gesicht, und sie rief heftig: „Du — das ist eigentlich eine Beleidigung!

Ich habe Franz doch nicht wegen seiner Rente geheiratet!"

„Das hab' ich auch nicht behauptet —"

„Na, viel besser war das, was du soeben sagtest, nicht!"

Leinz zuckte die Schultern. „Die Verhältnisse liegen eben heute ganz anders als vor drei Jahren, ihr steht nicht mehr, wie ihr damals zusammen gestanden habt."

„Eine Verstimmung — nichts weiter, die sich augenblicklich ausgleicht, wenn ein bedeutungsvolles Ereignis eintritt! Und bedeutungsvoll wäre ja der Verlust der Rente, nur meine ich, daß er eher eine glückliche, als eine unglückliche Bedeutung hätte."

„Das ist eine überraschende Auffassung!"

Nina schüttelte den Kopf. „Gar nicht so überraschend, wie es scheinen will," widersprach sie lebhaft. „Gezwungen, ans Verdienen zu denken, werden sich seine Schrullen verlieren, wird Franz das Gespenst von San Hilario laufen lassen, sich mit seiner letzten wunderbaren ‚Verheißung' begnügen, sie an die Öffentlichkeit bringen und mit einem Schlage ein ganz Großer sein!"

„Du marschierst in flottem Tempo!"

„Hättest du das Bild gesehen, so würdest du dasselbe sagen — es ist von überwältigender Wirkung!"

„Und du glaubst, daß Franz auch gleich einen Käufer dafür findet?"

„Das weiß ich nicht, und es ist mir auch gleichgültig. Verkauft er vorerst weder dieses noch ein anderes, so leben wir eben von dem, was ich verdiene."

„Das wird er nicht wollen."

„Nein, ich werde wohl Mühe haben, ihn zur Vernunft zu bringen, aber ich setze es schon durch. Daß er so wurde, liegt zum Teil auch an mir, ich hätte schon damals, als wir zusammen in Nervi waren, meinen

ganzen Einfluß aufbieten sollen, um ihn von dem Unsinn loszueisen. Ich habe mich aber anstecken lassen von seinem Wahn. Übrigens werde ich noch vor meiner Abreise dem Robitschek mitteilen, daß ich nächste Woche die Unterhandlungen wegen der vorgeschlagenen Konzertreisen aufnehme."

„Nichts überstürzen, Nina! Ich würde erst Franz hören, ehe ich mich bände," warnte der Vetter.

„Ich binde mich nicht, will aber auch nichts versäumen," antwortete sie, entflammt für den Plan, der ihr bedeutende Einnahmen in Aussicht stellte. —

Fünf Stunden später stand Rudolf Leinz in der Ausfahrthalle des Bahnhofs. Mit lächelnder Miene schaute er dem Schnellzuge nach, der Nina Wels nach Genua entführte.

— — — — — — — — — — — — —

Mit ängstlich klopfendem Herzen ließ Nina die freudige Begrüßung des lebhaften Signor Almati über sich ergehen, als sie am anderen Tage das Hotel Colombo in Nervi betrat, in dem sich ihr Mann auch diesmal wieder häuslich eingerichtet hatte.

Wels war wie immer, solange die Sonne am Himmel stand, oben an der Arbeit. Einen fleißigeren Pittore hatte Herr Almati noch in seinem ganzen Leben nicht gesehen, er gönnte sich keine Erholung, keine Ruhe, und das Gemälde — wunderbar — überirdisch — unvergleichlich! Wenn es seinen Schöpfer nicht weit über die Grenzen Europas zu einem berühmten Maler machte, dann verstand die Welt nichts mehr von Kunst und Malerei. Die Signora käme wohl, es zu sehen, ehe es verpackt und fortgeschickt würde?

Nina verging fast vor Ungeduld bei dem hastigen Geplauder ihres alten Freundes, den sie durch eine Unterbrechung nicht kränken mochte. Als aber der Rede-

strom beim Treppensteigen stockte, fragte sie, ob ihr Mann trotz der vielen Arbeit gesund und munter wäre.

Die heilige Jungfrau und die lieben Heiligen seien gepriesen, Signor Wels wußte nicht, was Unwohlsein oder üble Laune war. Überhaupt genössen die deutschen Künstler einer besonderen Gnade, sie hielten mehr aus als alle anderen.

Dabei öffnete der Hotelbesitzer ihr die Tür eines fast saalartigen Raumes. Drei Personen waren drinnen. Eine strickende Alte, Franz Wels, der, auf einer Treppenleiter rittlings sitzend, an einem Gemälde von etwa drei Meter Höhe arbeitete, und auf einer teppichumhangenen Kiste wie auf einem Throne der Schönheit ein junges Mädchen, eine liebreizende, strahlende Erscheinung.

Das Herz der jungen Frau schlug heftig. Sie war so aufgeregt, daß sie kaum hörte, als der Wirt schmetternd rief: „La Signora!“ Vor ihren Augen lag ein Schleier, sie sah nur schattenhaft, wie ihr Mann heruntersprang von seinem Sitze; wie die beiden Frauen sie neugierig betrachteten.

„Nina mia!“ rief Wels und umschlang sie, küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Wangen. „Nina mia! Nina mia!“

Und den Arm unter den ihrigen schiebend, führte er sie im weiten Bogen um das auf dem Boden aufstehende Gemälde und gab ihr dicht an der jenseitigen Wand ihren Platz, daß sie die ganze Leinwandfläche mit einem Blicke zu überschauen vermochte.

Aus strahlendem Ätherblau, in einem Halbkranz musizierender Engelchen schwebte in duftigen Schleiern, getragen von goldig durchleuchteten Flügeln die fackelschwingende „Verheißung“ zu der tief unter ihr grünenden Erde. Es war das Mädchen auf der Kiste,

durchgeistigt, idealisiert und doch kenntlich auf den ersten Blick.

Mehrere Minuten stand Nina Wels wortlos vor der neuesten Schöpfung ihres Mannes, und als sie sich zu ihm wendete, ihm still die Hand gab, standen ihr die Augen voll Tränen der Freude.

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Du hast recht gehabt, Franz, als du dich weigertest, die Vorgängerin dieser ‚Verheißung' in die Welt zu schicken. — Ist sie das Mädchen von San Hilario?"

„Ja — Giulietta Zerbi ist das Kind einer genuesischen Brezelverkäuferin, die Alte hier ihre Großmutter, die ich mit ihr hier im Hause eingemietet habe." Und ihre beiden Hände in die seinen fassend, fuhr er fort: „Und was bringt dich in das verabscheute Nervi, du meine schöne Königin?"

Und als sie ihren geflüsterten Bericht beendet hatte, rief er froh: „Gerade das Gegenteil ist wahr, Nina — ich sitze dem Glück im Schoße wie nie zuvor. Die Rente ist allerdings verloren — vielleicht für immer, denn der arme Onkel weiß es selbst noch nicht. Doch das ist jetzt belanglos. — Sei gütig zu Giulietta — willst du? Sie ist ein liebes, ein braves Kind!"

Ein Händedruck Ninas, begleitet von einem freundlichen Blick auf das junge Mädchen, versprach es ihm.

„Und gesegnet sei das ‚Weib an der Krücke', das dich mir wieder in die Arme geführt hat!" jubelte er jetzt und hob sein junges Weib in die Höhe — seiner „Verheißung" entgegen.





Der Berliner Tiergarten.

Von Ernst Seiffert.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Berlin hat fünf größere Parkanlagen: für den Westen den Tiergarten, für den Norden den Humboldthain, im Nordosten den Friedrichshain, im Osten den Treptower Park und im Süden den Viktoriapark mit dem Kreuzberg.

Auf dem Stadtplan gesehen, erscheinen ihre geradlinigen, wohlverteilten Komplexe wie die Atmungsorgane des städtischen Riesengebildes.

Obwohl nun die anderen vier Parkanlagen an Größe dem Tiergarten zum Teil nicht viel nachstehen, an landschaftsgärtnerischer Kunst ihn sogar in manchen Fällen übertreffen, hat der Tiergarten es doch nur allein zu nationalem und internationalem Rufe bringen können.

Das hat seine guten Gründe.

Bedeutungsvoll für den Tiergarten ist vor allem natürlich seine Tradition — ein gut Stück preußisch-berlinerischer Geschichte knüpft sich an ihn. Er, dessen grüne Front sich am Brandenburger Tor, am Reichstagsgebäude, dann am Schloß Bellevue bis hin zum Zoologischen Garten zieht, er, der die Verbindungsstraßen zur westlich gelegenen Nachbarresidenz Potsdam in sich aufnimmt — heute merkt man ja wenig mehr davon, aber einstmals war diese Straße für den

Verkehr zwischen beiden Städten sehr wichtig — er war schon durch diese Lage von Anbeginn an der geeignetste Tummelplatz für die elegante Welt der Hauptstadt. Unzählige Male sind die farbenprächtigen Bilder höfischen Prunkes durch seine grünen Alleen gezogen, mehr und mehr erhielt dadurch der Tiergarten im Laufe der Jahre seinen heutigen hohen historischen Reiz.

Vornehmlich durch ihn wurde der „Westen" der feine Stadtteil Berlins. Wohnte der Kronadel einstmals fast ausschließlich in der inneren Stadt, namentlich Unter den Linden, so ließ er nun seine Paläste und Villen in den Straßen bauen, die den Tiergarten einsäumen. Als dann der große wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands und damit Berlins gekommen war, da dauerte es denn gar nicht lange, bis sich zu den bestehenden Aristokratenvillen die der Hochfinanz gefunden hatten, und heute sehen wir also die Tiergartenstraße mit ihren vielen vornehmen Nebenstraßen, die Straße In den Zelten — kurz alles, was um den weitgedehnten Park herumgelagert ist, als Berlins vornehmsten Stadtteil unter dem Namen „Tiergartenviertel" vereinigt.

Dabei ist der Tiergarten stets volkstümlich geblieben. Hierin also ist sein Vorrang zu suchen, gelingt es doch selten, einer Sache durchaus feinen Charakter zu geben und ihr dabei die populäre Gestaltung nicht zu nehmen.

Es war mit Rücksicht auf diese Prinzipien daher nicht ungeschickt, daß man mit zahlreichen Denkmälern dem Tiergarten eine gewisse Feierlichkeit gab, ihm gewissermaßen seinen historischen Wert in Stein gemeißelt bescheinigte. Für die aus grünen Büschen grüßenden weißen Marmorbilder wußte man malerische

Plätze zu finden. So sind in der Siegesallee der Hohenzollern, nicht weit davon die wundervollen Standbilder der Königin Luise und König Friedrich Wilhelms III.



Reitweg am Zoologischen Garten.

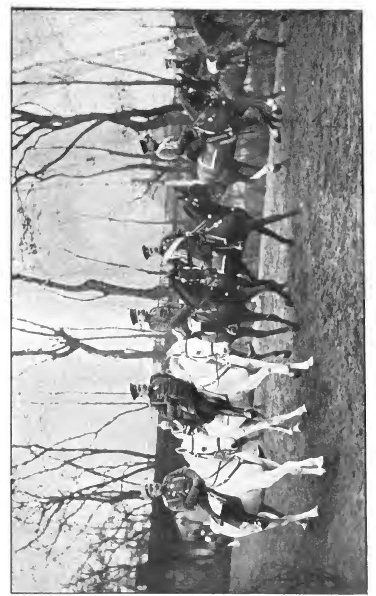
aufgestellt, am Goldfischteich sind Haydn, Mozart, Beethoven zu einem Komponistendenkmal vereinigt, an der Steingartenstraße fand Richard Wagners Monument den gebührenden Platz, und mitten im Grünen, an einem der stillen Teiche steht Lortzings Ebenbild.

Viele andere Gruppen, Tuaillons „Amazone“, die Jagdgruppen am Großen Stern, einzelne Tiergruppen stehen dazwischen.

Der Tiergarten hat im Sommer nur wenige stille Augenblicke. Kaum ist die fünfte Morgenstunde angebrochen, so öffnen die Reithäuser am Kurfürstendamm, am Zoologischen Garten, am Brandenburger Tor ihre Pforten, und ganze Scharen reitlustiger Frühaufsteher strömen aus. Zu denen gesellt sich noch das edle Pferdematerial privater Ställe, die Offizierburschen warten ihrer Herren mit den Dienstpferden, und nun dauert es kaum ein halbes Stündchen, bis eines der glänzendsten Bilder weltstädtischer Eleganz aufgerollt ist. Durch die gutgepflegten Reitwege, die meist von geschorenen Hecken eingesäumt sind und längs deren Fußgängerwege führen, galoppieren ganze Kavalkaden. Hier sieht man lustige Geheimratstöchterchen an einem bedächtig trabenden Trupp sorgenschwerer Diplomaten vorbeisprengen, zwischen den schneidigen Rennreitern der Garde sieht man Minister, den Reichskanzler, dazwischen finden sich Könige der Börse bei dem Morgenritt, Schauspieler und Brettlsterne fehlen auch nicht — kurz, es ist ein Bild, vielgestaltiger und gesellschaftlicher kaum auszudenken. Um die sechste Stunde nähert sich vom Schloß den Reitweg der Linden entlang zumeist der Kaiser mit seinem Gefolge. Früher befand sich fast immer unser Prinzeßchen dabei, nun aber muß der Tiergarten diesen liebenswürdigen Gast entbehren.

Von Spazlergängern ist der Park in dieser Zeit noch fast völlig frei. Hie und da sieht man einen Frühaufsteher einsame Wege gehen, meist aber sind die Fußwege unbelebt.

Umsäumt von üppigen Büschen liegt der Hippo-



Morgenritt des Kaisers mit seinem Gefolge.

drom. Dieser weite, weichsandige Platz, zwischen Bahnhof Tiergarten und dem des Zoologischen Gartens, hat

Rund- und Hindernisbahnen, Hecken, Wassergräben, Sprunghügel, wie es sich eben für den erstklassigen Reitplatz Berlins gehört. In der Mitte der großzügigen Anlage steht der Musikpavillon, den der Kaiser



Im Hippodrom.

errichten ließ, um durch Kavalleriemusik dem reiterlichen Berlin ein Morgenkonzert geben lassen zu können. Mit Freuden wurde damals diese unterhaltsame Neuerung aufgenommen, man nannte sie „das Konzertreiten“ und erhob sie zum großen Stelldichein der vornehmsten Welt. Bei dieser Gelegenheit gab es neben den gesellschaftlich bemerkenswerten auch originelle sportliche Momente, besonders an den Sprüngen. Bestaunt und beneidet jagte der nun nach außerhalb ver-

setzte Herrenreiter-Champion Graf Holck seinen Vollblüter über den Kurs, an anderer Stelle übte der beliebte Hofschauspieler Karl Clewing seinen schnee-



Morgenpromenade der Jüngsten von Berlin W.

weißen Zelter im Hügelsprung, tüchtig gefolgt von dem überall scharmanten und in allen Sätteln gerechten Metropoltheater-Star Madge Lessing.

Die in immer kürzeren Zwischenräumen vorbei-

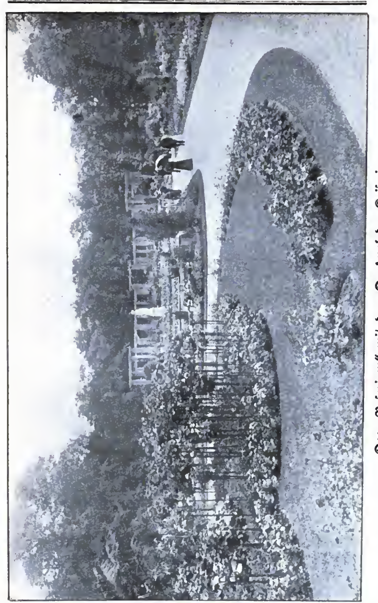
brausenden Stadtbahnzüge zeigen das Erwachen der werktätigen Großstadt an, langsam verliert sich nun der Reiterschwarm. An der „Giftbude“ wird noch schnell ein Satteltrunk eingenommen, dann traben sie davon — der Offizier in den Dienst, der Geschäftsmann zu seiner Frühpost, das Geheimratstöchterchen ins Bad. Hofgesellschaft und hohe Diplomaten sind längst wieder verschwunden, sie hatten sogar meist kaum Zeit, der „Giftbude“ den eigentlich selbstverständlichen Besuch zu machen.

Das seltsame, ganz im Laubwerk versteckte Lokal kennen selbst die meisten Berliner nicht, denn eigentlich ist es nur eine höchst primitive Wirtschaft, der man ihre hohe Kundschaft gewiß nicht zutrauen würde. So klein ist sie, so inmitten reitwegumfaßter hoher Sträucher und Laubbäume liegt sie, daß der Fußgänger sie gar nicht wahrnehmen kann.

Gegen die neunte Morgenstunde bekommt der Tiergarten ein anderes Bild. Wohl huschen noch schnelle Reiter lautlos zwischen den Gebüschen vorbei, bald aber sind auch diese Nachzügler nicht mehr zu sehen. Inzwischen ist das Heer der Ammen, Kindermädchen und Bonnen mit ihren Schutzbefohlenen angerückt. Keine der vielen Bänke bleibt unbesetzt, Kinderwagen und Kinderlachen sind überall.

Langsam ziehen nun auch würdige alte Rentiergestalten ihres Weges, bleiben hie und da vor einem Kinderwagen stehen und freuen sich an der jungen, rosigen Menschheit. Eine warme, weiche Stimmung liegt um diese Zeit auf allen Wegen.

Dort, wo die sogenannten „Buddelplätze“ sind, findet sich dann das Kindervolk zusammen. Emsig sieht man Hunderte kleiner Hände sich regen, um Sandbäckereien, Burgen oder sonst was zu schaffen; rings-



Das „Rosarium“ mit dem Denkmal der Kaiserin.

umher auf den Bänken sitzen die Dienstboten, beaufsichtigen und plaudern, und ihre bunten Röcke leuchten

durch die Büsche. Von der fernen Siegesallee klingt ein lustiger Reitermarsch der heimkehrenden Gardeulanen herüber.

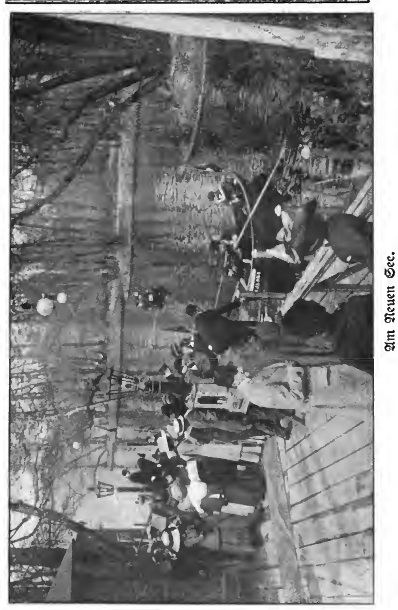
Auch die Alten hören die Weisen, auch sie wiegen Kopf und Hände ein wenig nach dem Rhythmus der Militärmusik, deren Klänge weiter und unbestimmter werden. Längst ist die Wärme der Vormittagsonnenstrahlen zu fühlen, die kosend und zitternd zwischen Stämme und Blätter helle tanzende Lichtflecken malen. Im „Rosarium“ — es liegt an der Straße, die Charlottenburg mit dem Brandenburger Tor verbindet — ist das bunte Blühen aufgewacht. Aber Tausende edler Rosen leuchten mit brennenden Blättergründen der Sommersonne entgegen, ungezählte Knospen sieht man schwellen, sich dehnen, aufbrechen. Es liegt eine märchenhafte Poesie in diesem Rosengarten Berlins.

Zwischen dunklen Teichen schwermütiger Wasserrosen steigt schlank und weiß das Marmorbild unserer Kaiserin auf. Duftbetäubt geht man mit leise knirschendem Schritt auf den gelben Kieswegen und läßt sich gern ganz hinnehmen von dem weichen Zauber.

Schwerer fängt die Sonne an zu lasten, und tiefe Stille wird umher; nur dann und wann tönt von der Straße der jähe Warnungston eines Automobils.

Die Tischzeit rückt heran, es leert sich der große Park. Aber nur wenige Stunden, so rauscht wieder der Menschenstrom durch seine Wege, seine Adern, diesmal Fremde im Schwarm. Das Leben in den „Zelten“ beginnt, Nachmittagskonzerte tönen, schon sieht man auch Einheimische spazierengehend den frühen Feierabend nützen.

Nun wird mit den neigenden Spätnachmittagstunden der Tiergarten im wahrsten Sinne Volkspark. Ungewöhnliches Leben herrscht auf allen Wegen, Ge-



Am Neuen See.

schäftsdebatten, Klatsch, Familienrat, tändelnde Flirterei — das alles rauscht an dem Ohr vorüber.

In dem neueren Teil des Tiergartens, am so-
genannten Neuen See, der im Winter die schönste Eis-



Tiergarten im Nebel.

bahn ist, entwickelt sich frisches Leben auf dem Wasser.
Überall plätschern Mietsgondeln umher, und Scherz-
worte fliegen hinüber und herüber. Schließlich sieht

man ein Boot, „bemannt“ mit lauter Warenhausdämchen, mit dem anderen übermütiger Studenten um die Wette rudern. Wer weiß, welches das Ziel sein wird?

Langsam kommt der Abend herauf. An der Peri-



Das Brandenburger Tor im Schnee.

pherie des Tiergartens blitzen die Lichter der Lokale auf, mit vollen Händen werfen ganze Lichtgarben die „Zelte“ herüber. Im Augenblick später flackern auch die weißen Bogenlampen an den Hauptwegen empor und gießen ihre weißes Licht magisch durch die Dunkelheit. Das laute Sprechen, das laute Lachen, die vielen Menschen haben sich verstreut, nur tiefgeheimste Heim-

lichkeit flüstert an den Wegen, und nur selten geht ein Einsamer.

Nur auf den Alleen brandet noch Leben. Das Publikum sieht man in Gruppen vorübergehen, die vom Theater nach Hause streben.

Auf Bänken die Pärchen
In Liebe versunken,
Schäfer und Schäferin
Grad wie im Märchen.

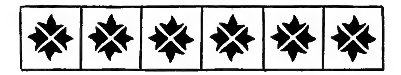
Wie lange dauert's, dann schickt der Morgen seine jungen Strahlen, und der neue Tag erwacht.

Im Winter und bei nebeligem Wetter liegt der Riesenpark freilich meist stumm da. Nur wenige Sonderlinge finden sich dann, ihn zu besuchen, aber, wahrlich, sie haben nicht das schlechteste Teil erwählt!

— — — — — — — — — — — — — — —

Jedem Städter liegt etwas wie Stolz im Wort, spricht er von dem Park seines Ortes — wer wollte es den Berlinern verdanken, daß sie mit der weichen Betonung liebevoller Anhänglichkeit sagen: „Unser Tiergarten!" Und so weit geht des Berliners Freude an ihm, daß er in ihm sogar seine bekannten Unsitten vergißt: Papiere liegen zu lassen und Zweige abzureißen.





Henkersrecht.

Eine Erzählung aus der guten alten Zeit.

Von Wilhelm Hille.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe es noch gekannt, das „Henkerhaus“, wie wir es nannten. Es lag unweit des heutigen Prinzenparkes im Osten der alten Welfenstadt Braunschweig, ziemlich genau da, wo sich heute die neue Garnisonkirche erhebt. In meinen Erinnerungen steht ein ungeschickt gewölbtes steinernes Tor, in deren Ritzen wir Knaben Spinnen von außergewöhnlicher Dicke fingen; über dem Tore ein in den Stein gehauenes Rad, das ringsum mit Buchstaben besetzt war, von denen mir mein Vater einmal sagte, sie bedeuteten das Wort justicia, und das heiße Gerechtigkeit; und neben dem Tore, rechts und links, zwei große Akazien, die ihre Arme weit über das bröcklige Mauerwerk ausstreckten und es im Frühling mit ihren wohlriechenden Blüten bestreuten.

Diese Akazien hat Meister Andreas Wetzel, Scharfrichter der Stadt Braunschweig, um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eigenhändig gepflanzt.

Das Henkerhaus lag eine gute Viertelstunde vor dem Tore. Fünf Minuten weiter entfernt begann der Wald, ein ungeheurer, meilenweiter Wald, von dem die heute noch vorhandene „Buchhorst“ ein geringes

Bruchstück ist. Diese Waldungen gehörten den Herzögen von Wolfenbüttel; auf Wilddieberei in ihnen stand die Todesstrafe.

Der Henker war damals unehrlich, auf seinem Gewerbe ruhte die Verachtung der Menschen. Die Henkersfamilien verkehrten infolgedessen nur untereinander und heirateten ineinander. Aber trotz dieser Ehrlosigkeit, die sie wohl mitunter schwer empfinden mußten, hüteten sie das Richtschwert sorgfältig und waren darauf bedacht, daß das einträgliche Amt bei der Familie blieb. Vom Vater auf den Sohn vererbte der schwere Beruf; ja, er wurde sogar gelegentlich auf Minderjährige übertragen. So berichtet der bekannte Scharfrichter Sanson in seinen Memoiren, daß einer seiner Vorfahren als achtjähriger Knabe auf Betreiben der Familie offiziell zum „Meister von Paris" ernannt worden sei und als solcher bei allen Exekutionen und Folterungen zugegen sein und die Protokolle unterzeichnen mußte, während seine Gehilfen bis zu seiner Großjährigkeit die Hantierungen allein besorgten.

In einigen Städten, zu denen auch Braunschweig gehörte, besaß der Henker noch ein besonderes Privilegium, das ihn fast in eine Reihe mit den reichsunmittelbaren Herren stellte. Er hatte die Jurisdiktion über die in seiner eigenen Sippe, wozu auch das Dienstpersonal gerechnet wurde, vorkommenden Vergehen. Nur mußte er jeden solchen Fall nachher dem Gericht melden und nachweisen, daß er „geziemend nach gutem Henkersrecht" gehandelt. Man wollte wohl mit diesem uns seltsam anmutenden Henkersrechte ein Gegengewicht gegen die allgemeine Verachtung schaffen, die der Henker zu tragen hatte. Auch mochte es notwendig erscheinen, ihn seinen Knechten gegenüber, meist rohen Burschen, mit erhöhter Machtvollkommenheit aus-

zustatten. Furcht und Schrecken allein konnte diese Gesellen in Schranken halten; die Folterwerkzeuge, Galgen und Rad, konnten sich auf einen Wink des Meisters gegen sie selber kehren, das wußten sie, und das hielt sie im Zaume. —

An einem Juniabend des Jahres 1673 hatte sich die ganze Familie des Meisters Andreas Wetzel in einem an das eigentliche Haus angebauten niedrigen, saalartigen Gemach, das man die gute Stube nannte, versammelt.

Jedesmal, wenn eine Hinrichtung stattfand, wurde am Abend vorher im Henkerhause gebetet. Das war so Brauch seit undenklichen Zeiten.

Die drei breiten, nach der Rückseite des Hauses hin liegenden Fenster waren durch dichte schwarze Vorhänge verhüllt. In den vier Ecken des Raumes brannten Fackeln, deren Qualm an den Wänden emporstieg und oben an der Decke aus mehreren dachlukenförmigen Öffnungen abzog. An der Hinterwand hing, als einzige Verzierung, ein großes Kruzifix. Aus vielen Wunden blutend sah der Heiland mit bereits brechenden Augen auf einen Altar herab, der mit schwarzem Samt ausgelegt war. Auf dem Altar lagen eine Bibel, ein zusammengefaltetes Schreiben und ein Strick.

Vor dem Altar stand Meister Andreas. Man hätte ihn für einen Geistlichen halten können, so ehrwürdig sah er aus in seinem weitärmeligen, bis auf die Knie herabreichenden Samtrocke und dem entblößten Haupte, das bereits an einigen Stellen zu ergrauen anfing. Aber freilich ein Blick auf die großen, harten Hände, auf die muskulösen Arme und den Stiernacken belehrte den Unkundigen bald darüber, daß dieser Mann gewohnt war, mehr mit den Händen als mit den Lippen zu predigen.

Dicht neben dem Altar saß in einem Lehnstuhl die stocktaube Großmutter, Verse aus alten Kirchenliedern vor sich hin murmelnd. Hinter ihrem Stuhle standen die beiden Söhne des Scharfrichters. Der Ältere, nach seinem Vater Andreas genannt, ein stämmiger Bursche mit grober Haut und lustigen, gutmütigen Zügen, mochte vierzehn Jahre zählen. Dem Jüngeren, einem niedlichen Knaben von neun Jahren, sah man das Muttersöhnchen an. Seine reichen, wohlgepflegten Locken, der weiße Teint standen in auffälligem Gegensatz zu dem bäuerischen Aussehen seines Bruders. Die mütterliche Eitelkeit hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn zu diesem feierlichen Akte gebührend herauszuputzen. Er trug blaue Kniehosen aus Kattun, die unten mit silbernen Schnallen geschlossen waren. An seinem Halse hing, von einer roten Korallenkette gehalten, ein silbernes „Nürnberger Eilein“, wie man die vor kurzem aufgekommenen Taschenuhren nannte.

An den Wänden entlang reihten sich die Knechte und die Mägde. Frau Magdalene, die Mutter des Hauses, saß abseits von ihnen in einer Fensternische und drückte ein buntbemaltes Taschentuch gegen die Augen.

Meister Andreas las mit eintöniger Stimme den Bußpsalm Davids aus der geöffneten Bibel vor. Er las geläufig, denn die edle Schreib- und Lesekunst war seit jeher in seiner Familie heimisch. Dann entfaltete er das Schreiben und las es ebenfalls vor.

„An Ludicke Hollandt, den Ratsherrn: Hat der gefangene Hans Ebenstein von Kremlingen, genannt der lahme Hans, nachdem er von Euch geziemenderweise peinlich befragt worden, bekannt, daß er den Müller Adam von Kremlingen erstochen und zwölf Gulden geraubet, und ist Inquisit auf diesem seinem Bekenntnis

freiwillig verblieben, so möchte er der Übeltat wegen an seinem Halse aufgehängt werden. Vorher peinlich zu befragen, ob er Mitschuldige gehabt und wie solche heißen. Von Rechts wegen.

Die Braunschweigischen Freischöffen."

Die Worte „von Rechts wegen" las der Henker mit erhobener Stimme. Dann ergriff er den auf dem Altar liegenden Strick und tauchte das eine Ende in ein Gefäß mit Wasser, das neben dem Altar stand, indem er dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes machte. Darauf zog er ein Messer hervor und schnitt ein Stück von dem Strick ab.

„Dem Sünder zur Buße, dem Gericht zur Ehre, dem Kranken zur Genesung!" sagte er und warf das Stück dem vortretenden ersten Gehilfen Gros zu. Der schnitt ebenfalls etwas davon ab und reichte es weiter. Es machte die Runde. Jeder ahmte seinem Beispiele nach und verbarg die Reliquie sorgfältig an seiner Brust.

Der Henker ergriff nun den Strick, machte noch einmal das Zeichen des Kreuzes über ihm und sprach: „Mögest du dem Sünder nicht zum ewigen Verderben gereichen! Amen!"

Damit war die Zeremonie beendet. Die Dienstboten und Knechte verließen das Zimmer.

„Andreas," sagte der Meister zu seinem Ältesten, „morgen gehst du mit!"

Die Augen des Knaben funkelten vor Vergnügen. Es war schon seit Jahren sein heimlicher Wunsch gewesen, endlich alles zu sehen, wovon die Knechte so schauerlich zu erzählen wußten.

Die Mutter blickte ihren Gatten erschrocken an. „Morgen schon?" seufzte sie.

„Ja, morgen! Ich meine, er ist alt genug. Es wird Zeit, daß er die Hantierung kennen lernt. So hat's mein

Vater auch mit mir gehalten. Vom fünfzehnten bis zwanzigsten Jahre erlernte ich das Handwerk, und mit einundzwanzig machte ich mein Meisterstück."

Das Weib wußte nichts mehr einzuwenden. Plötzlich aber umschlang sie den kleinen Knaben und rief: „Du sollst kein Henker werden! Du sollst ein ehrliches Gewerbe lernen!"

„Aber ich will einer werden!" entgegnete der Kleine lebhaft. „Und morgen will ich auch mit und sehen, wie es gemacht wird."

„Bravo!" sagte der Meister beifällig und klopfte seinem Sprößling auf die Schulter. „Ja, du sollst's auch lernen, wenn auch morgen noch nicht. Es ist ein edles Handwerk, was die Leute auch sagen mögen. Doch nun ins Bett mit euch!" —

Als die beiden Knaben sich in ihrer Kammer entkleideten, waren sie in gewaltiger Aufregung. Andreas freute sich auf den morgigen Tag wie auf einen Festtag, er war ganz stolz auf seine neue Würde als Scharfrichterlehrling.

Der kleine Hans beneidete ihn gewaltig. „Andreas," flüsterte er, als sie in ihrem gemeinschaftlichen Bette lagen, „versprich mir, alles zu erzählen und zu zeigen, was du gesehen hast."

„Ich werde dir's erzählen."

„Aber auch zeigen?" beharrte Hans.

„Auch zeigen!" antwortete Andreas gähnend und zog sich die Bettdecke über die Ohren.

* * *

Vater und Sohn sprachen kein Wort miteinander, als sie der Stadt zuschritten. Der Meister, düster und in sich gekehrt, hielt den Blick auf den Boden geheftet, Andreas, der den Vater so ungeneigt zum Plaudern

fand, blieben die zahlreichen Fragen, die er auf dem Herzen hatte, in der Kehle stecken.

Es war ein herrlicher Junimorgen. Noch lagen feuchte Dünste über den Feldern und trübten den Horizont. Die von einem nächtlichen Regenguß erquickten Kräuter begannen sich unter der Wirkung des neu erwachten Lichtes aufzurichten und hauchten jenen unnennbaren Duft aus, der die wiedererwachende Lebenskraft der Natur selbst zu sein scheint. Mitten in den ruhigen Atemzug der noch schlafenden Natur hinein erklang von der Stadt her ein einsames Glöcklein, dürr und hart wie die Herzen der Menschen, schneidend und wimmernd wie die Klage des Verdammten.

„Nimm die Mütze ab, Andreas," sagte der Meister und entblößte sein Haupt.

„Was ist denn das für ein Glöcklein, Vater?"

„Das Armesünderglöcklein. Wir müssen eilen."

Je näher sie der Stadt kamen, desto belebter wurde die Straße. Aus den umliegenden Dörfern kam's herbeigeströmt in hellen Haufen. Landleute, Marktweiber, Handwerker ließen ihre Arbeit im Stich, um den lahmen Hans hängen zu sehen. Das Glöcklein erklang auch gar so einladend.

In der Nähe des Rathauses nahm der Tumult überhand. Da begann Meister Andreas zu rufen: „Platz dem Henker! Platz dem Henker!"

Und wie der Berg Sesam auf seine Zauberformel, so öffnete sich auf diesen Ausruf die lebendige Mauer. Erschrocken drängten die Neugierigen zurück und ließen für Vater und Sohn einen breiten Raum. Alle, die der Henker am Rocke gestreift hatte, bliesen dreimal darüber und bekreuzigten sich.

Auf dem Hagenmarkte, dem Rathause gegenüber, war der Galgen errichtet, an dessen Fuß der Karren des

Scharfrichters, von zwei Knechten bewacht, hielt. Sie vertrieben sich die Zeit damit, das Volk zu necken und den Mutigsten, die sich am weitesten vorgewagt hatten, den Inhalt des Karrens zu zeigen und zu erläutern.

„Ist Gros schon unten?“ fragte der Meister, der einen prüfenden Blick auf den Galgen und den Karren geworfen hatte.

„Ja, Meister,“ antworteten die Gehilfen.

„So komm!“ sagte er zu dem Knaben.

Sie betraten das Rathaus und bogen in einen langen finsteren Gang ein. Am Ende dieses Ganges war eine Treppe, die nach unten führte, von einer an der Decke hängenden Ampel trübe beleuchtet. Unten, am Fuße der Treppe, stand ein Mann, der dem Henker ein Zeichen machte, worauf dieser mit einem Kopfnicken antwortete. Abermals gingen sie einen langen schmalen Gang entlang. Die Luft war hier eisig. An den Wänden liefen langsam Wassertropfen nieder. Am Ende dieses zweiten Ganges war eine eiserne Tür, hinter der man Gemurmel wie von sehr fernen Stimmen hörte.

Der Knabe zitterte. „Was ist hinter dieser Tür, Vater?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Die Hölle!“ antwortete Meister Andreas. „Aber der Gerechte geht ohne Zagen auch durch die Hölle.“

Er klopfte dreimal an die eiserne Tür.

Da tat sich die Folterkammer vor ihnen auf.

* * *

Eine Stunde später wurde der lahme Hans nach allen Regeln der Kunst aufgehängt. Als er auf dem Platze erschien, halb geschleift, halb getragen, denn seine Beine hatten die „spanischen Stiefel“ schlecht vertragen, brach ein endloser Beifallsturm aus. Frauen

hoben ihre Kinder in die Höhe, damit ihnen nichts von dem herrlichen Schauspiel verloren ginge. Alle diese gutmütigen Bürger, diese zärtlichen Frauen und Mütter waren in Tiger und Hyänen verwandelt.

Der Delinquent stellte diese Betrachtung nicht an; er dachte nicht mehr, er fühlte nur noch. Seine glanzlosen Augen ruhten, ohne zu begreifen, auf der großen schwarzen Leiter, vor der man halt machte, sein Gesicht hatte bereits die Farbe des Todes.

Und doch war einer unter der Menge, der fast ebenso blaß war wie der lahme Hans. Das war der junge Scharfrichterbub.

Er war so blaß, weil er die Hölle gesehen hatte.

Meister Andreas stieß den Burschen unsanft an. „Aufgeschaut!" rief er. „Ich mache jetzt den Knoten in die Schlinge. Ist ein Geheimnis unter uns Henkern, mein Sohn! Er muß sich ihm so um den Hals legen, daß er ihm die Hauptader zusammendrückt. Das hat uns schon mancher Spitzbube zu Dank gewußt, der sonst lange hätte zappeln müssen. Nur der Henker kann recht henken. Siehst du — so! — Nun mache du den Knoten auch einmal! In deiner Schlinge soll der lahme Hans heute zappeln."

Mit zitternder Hand zog Andreas die Strickenden zusammen.

„Bravo!" rief sein Vater, ihm auf die Schulter klopfend. „Gleich zum ersten Male den rechten Henkersknoten getroffen! Hab's meiner Zeit nicht so schnell begriffen."

Und er zeigte die Arbeit seines gelehrigen Schülers den Gehilfen.

Da röteten sich die bleichen Wangen des Burschen wieder. Seine Eitelkeit war erwacht und begann über die Menschlichkeit den Sieg davonzutragen.

Meister Andreas sah mit Vergnügen die Umwandlung, die sich in der Brust seines Sprößlings vollzog; er glaubte daher, ihm den Schlußakt des Dramas nicht länger vorenthalten zu dürfen.

Er gab den Gehilfen ein Zeichen. Die Knechte bemächtigten sich des lahmen Hans und zogen ihn die Leiter hinauf. Sie schienen in ihrer Eile nicht mit der nötigen Vorsicht verfahren zu sein, denn der Verurteilte stieß ein lautes Gebrüll aus und griff nach seinem rechten Bein. Ein donnernder Beifallssturm tönte als Echo von unten herauf. Schnell ward dem armen Sünder das Kunstwerk des jungen Andreas um den Hals gelegt, und sowie es in der richtigen Lage war, stießen ihn die Gehilfen von der Leiter herunter. In demselben Augenblicke sprang einer von ihnen dem mit dem Tode Ringenden auf die Schulter, ein anderer hängte sich an seine Beine, um das Ende zu beschleunigen.

Das war zu viel für den armen Andreas. Er fiel in Ohnmacht.

* * *

„So, nun will ich es dir zeigen!“

Mit diesen Worten setzte Andreas den großen Korb, den ihnen die Mutter mitgegeben hatte, um beim Waldhüter Klaus Erdbeeren zu holen, auf die Erde. Sie befanden sich an einer lichten Stelle im Tannenwald, etwa eine halbe Stunde vom Hause entfernt.

Hänschen strahlte vor Freude. Sein Bruder hatte ihm alles haarklein berichtet, was er gestern erlebt: vom lahmen Hans, wie er gebrüllt hatte in der Folterkammer und gezappelt am Galgen, von der Schlinge mit ihrem wunderlichen Knoten, und wie er selbst den Delinquenten darin gehängt habe. Nur eines hatte er

verschwiegen, weil er fühlte, daß es der großartigen Rolle, die er gespielt, einigen Abbruch tat: daß er dabei in Ohnmacht gefallen war.

Aber Hänschen wollte nicht nur hören, er wollte auch sehen.

Andreas zog also einen starken Bindfaden aus der Tasche, den er zu dem Zwecke mitgenommen hatte, und begann seine kunstgerechte Schlinge zu machen. Als er damit zustande gekommen war, ging er auf eine kleine Tanne zu, suchte einen geeigneten Zweig aus und prüfte ihn auf seine Festigkeit, indem er sich daran hing. Dann befestigte er den Bindfaden an dem Zweige, stellte den Korb unter den improvisierten Galgen und lud seinen Bruder ein, hinaufzusteigen und den Kopf in die Schlinge zu stecken.

Dem Kleinen kam die Sache nicht recht geheuer vor. „Wenn der Korb nun aber umfällt?" meinte er mit bedenklicher Miene.

„Dann reißt der Bindfaden," beschwichtigte Andreas. „Meinst du vielleicht, daß der hielte? Man kann ihn ja mit den Händen zerreißen." Und er tat, als wollte er ihn zerreißen.

Das leuchtete Hänschen ein. Er stieg auf den Korb. Als ihm aber sein Bruder die Schlinge um den Hals werfen wollte, zog er schnell den Lockenkopf weg und sprang auf die Erde.

„Ich fürchte mich!" sagte er. „Komm, laß uns zum Vater Klaus gehen."

Andreas aber hatte sich schon darauf gefreut, den Lehrer zu spielen. Er blickte mit Verachtung auf seinen Bruder. „Pfui, bist du feige!" sagte er.

Das half. Hänschen kletterte aufs neue auf den Korb, und diesmal steckte er den Kopf in die Schlinge. Und wie er's einmal gewagt hatte, fand er nichts

Schlimmes mehr darin. Er lächelte seinem Bruder zu, und dann zog er den Kopf wieder heraus.

„Du mußt aber die Kette mit dem Nürnberger Eilein abmachen," sagte Andreas. „Sonst kann ich dir nicht zeigen, wie die Schlinge sitzen muß."

Der Kleine löste das Kettlein vom Halse und legte das Schmuckstück neben dem Korb ins Gras. Dann stieg er wieder hinauf und steckte abermals den Kopf in die Schlinge.

Andreas zog den Knoten nach hinten. „So, und nun will ich dir das letzte zeigen," sagte er lachend und stieß den Korb um.

Da geschah etwas Unerwartetes. Hänschen stieß keinen Schrei aus, er zappelte auch nicht. Er schloß nur die Augen, als wenn ihn eine Müdigkeit überkommen hätte, und hing regungslos da.

Erschrocken griff Andreas nach seinem Taschenmesser, um den Bindfaden, dessen Haltbarkeit sich so gut bewährte, zu zerschneiden. Er fuhr in die rechte, er fuhr in die linke Hosentasche; es war nicht da. Von tödlicher Angst ergriffen stürzte er sich auf seinen Bruder, hob ihn in die Höhe und versuchte die Schlinge zu lösen, die sich fest um den dünnen Hals des Knaben zugezogen hatte. Vergebens! Er entfernte den Bindfaden von dem Aste, legte den kleinen Körper auf seine Knie und bemühte sich, die Schlinge mit den Zähnen zu zerbeißen. Endlich gab sie nach.

Es war zu spät.

Da dämmerte in ihm die Einsicht, daß er den Scharfrichterknoten in seiner Wirkung unterschätzt hatte. Er ließ den Leichnam fahren. Jetzt sah er noch bleicher aus als gestern, da der lahme Hans abgetan wurde.

Wie angewurzelt saß er da und stierte auf den kleinen Gehängten. Es war ihm, als wäre die ganze

Welt untergegangen und er mit dem Leichnam allein übriggeblieben.

Plötzlich überkam ihn das Grausen. Da stieß er einen lauten Schrei aus und stürmte in den finster werdenden Wald hinein.

* * *

Im Scharfrichterhause wunderte man sich, daß die Kinder so lange ausblieben, und als die Nacht hereinbrach, verwandelte sich die Verwunderung in Sorge und die Sorge in Bestürzung. Frau Magdalene jammerte die ganze Nacht, und als der Tag graute, machte sich Meister Andreas selbst mit den Knechten auf die Suche nach den Verlorenen. Er schimpfte und fluchte dabei unaufhörlich und erklärte, er werde den unnützen Buben, wenn er sie finde, die Knochen im Leibe zerschlagen; aber in der Stille seines Herzens folterte ihn die Sorge, denn er war nicht nur ein guter Henker, sondern auch ein guter, wenn auch strenger Familienvater.

Als man einige Stunden lang im Walde gesucht hatte, sah man unter einer mächtigen Eiche einen jungen Schläfer liegen, der mit halbgeöffnetem Munde atmete. Sein Gesicht war vom Tau der Nacht besprengt.

Glückliche Jugend, die in tiefen Schlaf verfällt, nachdem ihr das Schlimmste zugestoßen ist!

„Seht, Leute!" sagte der Henker. „Es hat nichts mehr zu sagen. Bringt der Mutter die Botschaft, daß alles gut ist. Aber eine Tracht Prügel hat er verdient."

Er schnitt sich im nahen Gestrüpp eine tüchtige Gerte ab, während die Knechte sich entfernten. Dann trat er dicht an den Schläfer, holte weit aus und ließ die elastische Rute pfeifend auf die straffen ledernen Hosen des Burschen niedersausen. Der fuhr mit einem

Schmerzensschrei in die Höhe und starrte das zornige Gesicht des Vaters an.

„Daß Gott dich strafe, verdammter Schlingel! Wer heißt dich bei Nacht und Nebel im Busch liegen! Sprich, wo ist Hans?“

Bei diesen Worten zuckte Andreas zusammen. Mit grausiger Deutlichkeit stand plötzlich alles, was sich ereignet hatte, vor seinen Augen. Er sah sein Brüderchen, bleich und mit weitoffenem Munde, vor sich auf der Erde liegen, mit dem dünnen, unscheinbaren Bindfaden um den Hals, er erinnerte sich an die wahnsinnige Angst, mit der er nach seinem Taschenmesser gesucht hatte, an das blinde, ziellose Umherirren im Walde, bis ihn die Erschöpfung niedergeworfen hatte. Und so gewaltsam wirkte die plötzliche Erleuchtung, daß er, wie ein vom Blitz Getroffener, alles Gefühl des Daseins verlor. Er merkte es nicht, wie ein Hieb nach dem anderen auf ihn niedersauste; wie aus weiter Ferne schien ihm die Stimme des Vaters zu kommen, der zwischen jedem neuen Hiebe brüllte: „Bube, Satansbengel, so sprich doch! Wo ist dein Bruder?“

Die stumpfe Gleichgültigkeit, mit der sein Sohn die Züchtigung hinnahm, begann den Meister allgemach zu verwundern. Er zerbrach die Gerte und warf die Enden von sich. Dann faßte er den Jungen unter das Kinn und betrachtete ihn aufmerksam. Er las in seinen Augen einen Ausdruck, den er vorher nicht darin bemerkt hatte.

„Nun, Andreas, es war nicht so schlimm gemeint!“ sagte er begütigend. „Den kleinen Denkzettel mußt du schon hinnehmen für die Sorge, die du mir und der Mutter gemacht hast. Aber nun sag auch, wo du deinen Bruder gelassen hast!“

Bei den milden Worten brach plötzlich der Bursche



in Schluchzen aus, und schon wollte er dem Vater das ganze gräßliche Unglück erzählen, da begann dieser aufs neue.

„Hat ihm jemand was zuleid getan? Wer das gewagt hätte, wäre übel beraten gewesen. Wehe dem, der dem Sohne des Henkers ein Härchen krümmte! Er sollte sterben, wie noch niemand gestorben ist!"

Ein eisiger Schauder drang dem Burschen ins Herz. Wer tötete, verfiel dem Henker! Hatte er nicht getötet? Hatte er nicht vor zwei Tagen mit eigenen Augen gesehen, was es bedeutete, dem Henker zu verfallen?

Da schlug er die Augen nieder, und als der Vater nochmals in ihn drang, ihm zu sagen, was mit Hänschen sei, antwortete er wie Kain: „Ich weiß es nicht."

Da kamen die Knechte zurück und schleppten etwas wie eine Tragbahre mit sich.

Der Henker erbebte und biß die Zähne zusammen.

Auf der Tragbahre lag eine kleine Leiche, außerdem trug einer der Männer einen Handkorb und einen Bindfaden. Sie setzten ihren traurigen Fund schweigend nieder und nahmen die Mütze ab.

Lange starrte der Vater auf den entseelten Körper seines Zweitgeborenen. Er war furchtbar anzusehen; seine dunklen Augen strahlten ein unheimliches Feuer aus, seine kurzen Haare waren gesträubt, sein Gesicht glänzte wie rötliche Bronze.

„Wehe dem Mörder!" sagte er feierlich. Dann wandte er sich an Andreas. „Erzähle uns alles, was du weißt!"

„Ich weiß aber nichts, ich weiß nichts!" schrie Andreas mit so unverkennbarer Angst, daß in seinem Vater ein unbestimmter Verdacht aufstieg.

„Du weißt nichts? Junge, wirst du das auch vor Lüdicke Hollandt sagen? Hast du schon vergessen, was

wir mit dem lahmen Hans gemacht haben? Willst du mich zwingen, meinem eigenen Fleisch und Blut die spanischen Stiefel anzuziehen? Sprich, oder so wahr ich der Henker bin —"

„Meister," sagte Gros, der die kleine Leiche aufmerksam betrachtet hatte, „ich glaube, es gibt da ein Indizium, wie Herr Ludicke Hollandt es nennt."

„Ein Indizium?"

„Ja. Hatte Euer Kleiner nicht immer ein silbernes Eilein aus Nürnberg an seinem Halse hängen? — Nun, dies Eilein ist nicht mehr da!"

So war es. Man drehte die Leiche nach allen Seiten hin, man kehrte ihre Taschen um, das silberne Ding war verschwunden.

„Da das Eilein fort ist," fuhr Gros fort, „so muß es gestohlen sein. Da es gestohlen ist, so gibt es einen Dieb, und ein Dieb, wie Ihr wißt, Meister, ist oft zugleich ein Mörder."

Die Logik in dieser Beweisführung war schlagend. Auf Andreas aber übte sie eine Wirkung aus, die der Sprecher nicht beabsichtigt hatte. Der Bursche hatte begriffen, was seine Rettung sein konnte und sein mußte. Ohne Phantasie und etwas beschränkt, wie er war, wäre er von selbst gar nicht auf die Idee gekommen, eine Geschichte zu erfinden. Gros hatte ihn erst darauf gebracht. Und so begann er dann, auf nochmaliges Befragen, ein Märchen zu erzählen von einem großen, struppigen Kerl mit einem dicken Knotenstock, der Hans das Eilein hätte wegnehmen wollen. Da seien sie beide davongelaufen, und schließlich sei es dunkel geworden, und da habe er seinen Bruder aus den Augen verloren.

„Und warum hast du uns das nicht gleich erzählt, Schlingel?" rief der Henker, als sein Sohn ihm das Märchen aufgetischt hatte.

„Weil ich mich schämte, daß ich Hans im Stich gelassen habe."

Das klang nicht unglaubhaft.

„Gut, wir werden den Kerl finden. — Kommt jetzt nach Hause, Leute! Und du, Gros, gehe in die Stadt und melde Herrn Ludicke Hollandt, was sich zugetragen hat."

„Meister," murmelte Gros zitternd, „ich glaube, wir brauchen nach dem Mörder nicht zu suchen."

„Warum, Gros?"

„Der Mörder ist unter uns."

„Unter uns?" rief der Scharfrichter, mit gräßlichem Blick die Knechte musternd.

„Ja, seht Euch doch den Bindfaden genauer an."

Der junge Andreas erbleichte. Sein Vater beugte sich über den dünnen Faden, der das ganze Unglück angerichtet hatte.

„Wahrhaftig, das ist merkwürdig!" murmelte er, Gros ansehend.

„Der echte Scharfrichterknoten, das Geheimnis unserer Zunft. Außer Euch und mir kennt niemand im Umkreise von mindestens dreißig Meilen diesen Knoten. Wenn Ihr also den Kleinen nicht mit eigener Hand erwürgt habt, so muß ich es gewesen sein."

„Du, Gros?"

„Ja, ich — würde Herr Ludicke Hollandt sagen."

„Aber das ist ja unmöglich!"

„Warum, lieber Meister?"

„Weil du den ganzen gestrigen Nachmittag bei mir gewesen bist. Bis Mittag waren wir in der Folterkammer. Als wir zurückgekehrt waren, haben wir im Schuppen aufgeräumt; als wir aufgeräumt hatten, aßen wir zu Abend; als wir zu Abend gegessen hatten —"

Der Meister stockte.

„Bliebet Ihr zu Hause, was sonst Eure Gewohnheit nicht ist, und hießet mich an Eurer Stelle zur Stadt gehen und die Befehle des Richters einholen. Eine volle Stunde war ich allein. Glaubt Ihr nicht, daß eine Stunde hinreichen würde, in den Wald zu laufen, Euren Kleinen zu erwürgen und zurückzukehren?“

Der Scharfrichter warf seinem ersten Gehilfen einen schrecklichen Blick zu.

Gros lächelte. „Eine Stunde würde hinreichen. Aber wißt Ihr, wozu sie nicht hingereicht hätte? Um zugleich zum Markt zu gehen und Euch die versiegelte Instruktion zu bringen.“

„Also kannst du es nicht gewesen sein,“ sagte der Henker, tief Atem holend. „Wie solltest du auch so etwas tun, Gros, du, der die Redlichkeit selber ist, der so reichen Lohn von mir erhält, daß er sich jeden Monat ein Nürnberger Eilein kaufen könnte, ohne deswegen Hunger zu leiden!“

„Ach was, ein Henkersknecht ist zu allem fähig! So sagen wenigstens die Leute. Und seht, Meister, wie gut es mein Schicksal mit mir gemeint hat. Ich bat Euch gestern um Urlaub, und Ihr schluget es ab. Hättet Ihr mir den Urlaub gegeben, so wäre ich heute verloren. Nichts hätte mich vor dem spanischen Stiefel geschützt, und wer den erst auf dem Schienbeine sitzen hat, der bekennt alles, was er bekennen soll.“

„Gros,“ sagte Meister Andreas leise, „es gibt außer dir und mir noch jemand, der den echten Scharfrichterknoten kennt.“

„Ja,“ flüsterte Gros und warf einen eigentümlichen Blick auf den Jungen, „der ihn seit zwei Tagen kennt, der die Schlinge gemacht hat, mit der wir den lahmen Hans henkten.“

Der Meister antwortete nicht, er trat an seinen

Sohn heran, faßte ihn mit der rechten Hand unter das Kinn und schaute ihn länger als eine Minute unverwandt an.

Das war eine furchtbare Minute. Andreas wußte, daß er verloren war, wenn er mit der Wimper zuckte. Die Todesangst verlieh ihm eine übernatürliche Kraft, und er hielt den forschenden Blick dieser mächtigen Augen, die Herz und Nieren zu ergründen schienen, mit wildem Trotz aus, während ihm der kalte Angstschweiß an den Gliedern klebte.

„Durchsuche seine Taschen, Gros," sagte der Henker.

„Er wird es fortgeworfen haben," meinte der Gehilfe, indem er dem Gebote nachkam.

Das Nürnberger Eilein fand sich nicht.

„Er ist unschuldig," sagte Meister Andreas. „Ich habe es in seinen Augen gelesen. Nein, so verderbt sind auch die Kinder eines Henkers nicht, daß sie einander erwürgten um eines elenden Spielzeugs willen. Das mit dem Knoten kann Zufall sein. Meister Vollhardt in Düsseldorf und Meister Emmerich in Magdeburg machen auch solche Knoten. Vielleicht, daß einer ihrer Knechte auf der Wanderschaft hier durchgekommen ist. — Kommt nach Hause. — Und du, Gros, melde die Untat Herrn Ludicke Hollandt, schweig aber über den Knoten. Gott wird's schon ans Licht bringen."

* * *

Es nimmt alles ein Ende. Das Menschenherz wird es müde, fruchtlos mit seinem Schicksal zu hadern. Man erträgt, was nicht zu ändern ist, macht einen Strich durch die Vergangenheit und schaut in die Zukunft.

Als der kleine Hans begraben war, als die frischen Rosen, mit denen die liebende Mutterhand den kleinen

Hügel bestreut hatte, sich zum Verwelken neigten, gingen die Geschäfte im Scharfrichterhause wieder ihren gewohnten Gang. Meister Andreas Wetzel sah noch etwas härter und menschenfeindlicher aus als früher, wenn er in Ausübung seines Amtes schraubte, brannte und peitschte. Frau Magdalena weinte noch häufiger als sonst und betete fleißiger mit der tauben Großmutter. Und Andreas wurde ein fleißiger, brauchbarer Scharfrichterlehrling, der dem Vater geschickt zur Hand ging.

Er war kein fröhlicher Knabe, man hörte ihn nicht mehr lachen.

Er trug an seiner Schuld.

Früher, wenn die häuslichen Verrichtungen, zu denen er herangezogen wurde, abgetan waren, schlug er sich zum Hausgesinde oder trieb allerhand Kurzweil; jetzt schlich er, sobald der Vater ihn freigegeben, in sein Kämmerlein, warf sich aufs Lager und brütete still vor sich hin. Er schrak zusammen, wenn er unvermutet dem Vater begegnete; selbst die Mutter, deren sanfte Augen ihn oft mit einem so sonderbaren Ausdrucke stiller Trauer anschauten, mied er nach Möglichkeit. Es kam ihm immer vor, als ob sie das Geheimnis ahne, das seine Seele bedrückte.

Aber Frau Magdalena ahnte nichts.

Sie sah wohl die Veränderung, die im Innern ihres Sohnes eingetreten war, aber sie schrieb es dem schrecklichen Beruf zu, auf den der junge Mann sich vorbereitete.

„Siehst du nun, was du angerichtet hast?“ fragte sie eines Tages ihren Mann. „Warum hörtest du nicht auf mich, als ich dich bat, ihn noch einige Jahre davonzulassen? Du hast seine Seele verdorben. Er wird von Tag zu Tag roher, mürrischer. Und er kennt kein

Mitleid mehr. Vater Klaus sagt, er fange Kaninchen und zerquetsche ihnen im Schraubstock die Pfoten."

Der Meister zuckte die Achsel. „Der Henker muß hart werden, liebes Weib! Hab's dem Jungen selbst geraten, sich an Tieren zu üben."

„Oh," klagte sie, „dann wollte sicherlich der liebe Gott, als er mir meinen Liebling, meinen kleinen Hans nahm, seine Seele retten! Er wollte einen Engel aus ihm machen. Du dagegen machst einen Teufel aus dem anderen. Du bist selbst ein Teufel, ein Ungeheuer!"

„Ich bin das unwürdige Werkzeug der irdischen Gerechtigkeit," erwiderte der Henker gelassen. „Man befiehlt mir zu schlagen, und ich schlage, man sagt mir: ‚Foltere!' und ich foltere, man sagt mir: ‚Töte!' und ich töte. Der Verbrecher, der dem Henker fluchen wollte, wäre wie das Kind, das den Tisch verflucht, an dem es sich gestoßen. Die Gesetze sind grausam, nicht der Henker. Weib, Weib, mit deinem Erbarmen im Herzen wäre ich hundertmal grausamer, als ich es jetzt bin! Die barmherzige Hand zittert, wenn sie töten soll, ein gerührtes Auge sieht schlecht. Gott behüte mich davor, einen mitleidigen Henker zum Sohne zu haben!"

In der Tat schien diese furchtbare Gefahr, vor der der Henker zitterte, an ihm vorüberzugehen. In der Ertötung aller der Triebe, die man unter dem Namen „Menschlichkeit" zusammenfaßt, machte Andreas herrliche Fortschritte. Es wandelte ihn jetzt keine Schwäche mehr an in der Folterkammer; die Blässe der gemarterten Unglücklichen teilte sich seinen Wangen nicht mehr mit. Er legte kräftig Hand mit an, wenn es galt, den Angeschuldigten auf der Bank festzubinden, mit gewaltigen Hieben den Keil in den spanischen Stiefel zu treiben, so daß das Blut zwischen den Fugen des

Instrumentes hervorschoß. Kurz, er versprach ein tüchtiger Henker zu werden, der seinem Amte Ehre machte.

* * *

Zwei Jahre waren vergangen.

Da kam eines Abends Meister Andreas Wetzel in sonderbarer Aufregung nach Hause zurück. Die sonst schon etwas gebückte Gestalt war hoch aufgerichtet, seine Augen glänzten. Er hatte sich etwas verspätet. Frau Magdalena, der Gehilfe Gros und der junge Andreas saßen bereits um den runden, weißgescheuerten Tisch und verzehrten aus einer großen irdenen Schüssel den in Milch gekochten Roggenbrei. Dazu aßen sie Brot.

„Hol die Bibel aus der guten Stube, Andreas," sagte der Henker und warf Mütze und Überrock von sich. Andreas stand schweigend auf. Die Frau warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten. Es hatte immer etwas zu bedeuten, wenn der Henker betete.

Und dann schlug der Meister das große Bibelbuch beim hundertunddritten Psalm auf und begann mit lauter Stimme: „Lobe den Herrn, meine Seele, und, was in mir ist, seinen heiligen Namen!" Er las den ganzen Psalm, darauf schloß er das Buch und fügte hinzu: „Ich danke dir, Gott, daß du ihn in meine Hände gegeben hast. Gott, du bist gerecht! Gott, du bist weise! Die Untat bringst du ans Licht, den Verbrecher überantwortest du der Strafe. Und ob sie flöhen vor dir auf den Flügeln der Morgenröte, dein Arm ereilet sie dennoch. Gott, gelobt sei dein Name! Amen!"

Wie versteinert saß der junge Andreas da. Frau Magdalena aber brach in Schluchzen aus. Da breitete der Henker mit einem bei ihm so seltenen Ausbruche

von Zärtlichkeit die Arme aus, zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre blasse Stirn. „Ja, weine, arme Mutter!“ sagte er. „Weine vor Freude! Ich habe den Mörder meines Sohnes gefunden.“

„Steht nicht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr?“ flüsterte sie.

„Ja, aber es steht auch geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut! Wehe dem Missetäter, dem der Henker zugleich der beleidigte Vater ist! Auf dem Rade soll er sterben, und die Vögel sollen sich an seinen Eingeweiden sättigen.“

„Erzählet uns, lieber Meister, wie Ihr ihn gefunden habt,“ sagte der immer nüchterne Gros.

„Hab's meinem gestrengen Herrn Ludicke Hollandt zu verdanken, der in der Stille fleißig der Tat nachgeforscht. Heute abend, als ich mir die Instruktion holte, ließ er mich in seine Stube kommen und fragte mich: ‚Kennt Ihr dies Spielzeug, Meister Andreas?‘ Dabei hielt er mir ein kleines Nürnberger Eilein vor die Augen. Es war dasselbe, das ich einst dem Kleinen geschenkt, erkannte es an den Buchstaben des Wortes justitia, die ich mit eigener Hand hineingeritzt habe. Als nun Ludicke Hollandt mein Erstaunen sah, fuhr er fort: ‚So merket denn den Finger Gottes, Meister Andreas, denn dies Eilein hat gestern der Windmüllerssohn Peter Zeidler, so schon zweimal wegen Vogelstellens von Euch mit Ruten gestrichen worden ist, an Martin Broschen, den Silberschmied, verkaufen wollen, der sich aber des Handels nicht trauete und es dem Gerichte meldete. Den Zeidler habe ich nun ins Gewahrsam führen lassen, und wiewohl er dabei bleibt, daß er das Kleinod im Wald gefunden habe und von sonst nichts wisse, wollen wir die Wahrheit jetzo schon ans Licht bringen.‘ So sagte

Ludicke Hollandt und reichte mir die Hand, da niemand weiter im Zimmer war, der es sehen konnte, daß er den Henker berührte. Und morgen ist das erste Verhör. Ah, Ludicke Hollandt hat recht, wir werden es schon ans Licht bringen! — Nicht wahr, Andreas?“

Der Bursche nickte schweigend und wich dem Blick des Vaters aus, der tapfer dem Roggenbrei zusprach. In der schon herrschenden Dämmerung konnte man nicht sehen, wie blaß er geworden war.

Er benützte denn auch die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, in sein Dachkämmerchen hinaufzusteigen. —

Aufrichtig freuen tat sich außer dem Henker nur noch Gros, der immer im geheimen befürchtet hatte, wegen der merkwürdigen Beschaffenheit des Knotens in der damals neben der Leiche gefundenen Schlinge doch noch selbst in Verdacht zu kommen.

Frau Magdalena hatte ein zu weiches Gemüt, um sich an dem Gefühle der bevorstehenden Rache berauschen zu können. Ihr Knabe wurde ja dadurch doch nicht wieder lebendig.

* * *

Wenn der Untersuchungsrichter Ludicke Hollandt gemeint hatte, daß nun alles ans Licht kommen werde, so hatte er sich in einem bedauerlichen Irrtum befunden. Der Windmüllerssohn gab ihm eine harte Nuß zu knacken auf. Seine Aussage lautete klar und bestimmt. Er habe vor einigen Wochen das silberne Spielzeug in der Nähe der Stelle gefunden, wo man vor Jahren die Leiche des Knaben aufgelesen habe. Von dem Morde wisse er nichts und könne nichts darüber angeben. Daß das Eilein lange Zeit im Walde gelegen habe, könne man ihm ansehen. Befragt, warum er seinen Fund nicht sogleich zu Gelde zu machen ver-

sucht habe, erklärte er, er habe sich nicht sogleich getraut, das zu tun, um nicht in den Verdacht zu kommen, das Ding gestohlen zu haben. Bei dieser Aussage blieb er, und alle Versuche, ihm einen Widerspruch nachzuweisen, waren vergebens.

Um so verworrener waren die Angaben des jungen Andreas, den man dem Angeschuldigten gegenüberstellte. Befragt, ob er den Angeklagten in dem Manne, der sie damals verfolgt habe, wiedererkenne, erklärte er, sich nicht mehr erinnern zu können. Seine Darstellung des damaligen Vorganges war unbestimmt, lückenhaft und widersprach in wichtigen Punkten seinen früher abgegebenen Aussagen. Kurz, er versagte als Belastungszeuge vollständig, zum größten Verdrusse Meister Wetzels, der dem Verhöre beiwohnen durfte.

„Das ist eine schwierige Sache, lieber Meister," sagte der Untersuchungsrichter nachdenklich, als der Angeklagte abgeführt worden war. „Wenn wir keine anderen Indizia finden, werden wir ihn laufen lassen müssen."

„Laufen lassen?" schrie der Henker. „Ei, warum laßt Ihr mich nicht machen, anstatt viele Worte zu verlieren? Einige Schrauben, einige Keile, und alles ist glatt und klar."

„Ihr kennt die Gesetze nicht, sonst würdet Ihr nicht also sprechen," entgegnete der würdige Richter. „Wir dürfen nur peinlich fragen, wenn indicia gravia et praegnantia et sufficientia ad torturam vorliegen. Käme sonst mancher Unglückliche in Eure Hände, der's nicht verdient hat. Die Folter soll nur die Indizien bestätigen."

„Ist das Eilein kein Indizium?"

„Es ist ein Indizium, ob aber grave et praegnans et sufficiens ad torturam — darüber muß vorerst das

Obergericht entscheiden. Also fasset Euch in Geduld und greifet nicht der irdischen Gerechtigkeit vor, der Ihr, wie wir alle, untertan seid.“ —

Als der Scharfrichter um Mittag nach Hause kam, war er in sehr schlechter Laune. Schweigend verzehrte er sein Essen. Niemand wagte ein Wort zu sprechen. Als Frau Magdalena ihm Wein einschenkte, hatte er des nicht acht und stieß den Krug um, daß der Wein über den Tisch floß. Da ergriff er zornig den Krug und schleuderte ihn auf den Boden, daß die Scherben in der Stube umherflogen.

„Der Satan mag Ludicke Hollandt holen!“ schrie er grimmig. „Brauchte mich bloß ein bißchen schrauben zu lassen, so wäre das Ding fertig. Aber wahrlich, wenn der Zeidler es fertig bringt, dem Gerichte eine Nase zu drehen, mir soll er doch nicht entwischen! Und wenn ich selbst darum aufs Schafott müßte! Ich werde ihm auflauern, ich werde ihn fangen. In der guten Stube werden wir das Hochgericht halten, unter dem Kruzifix werde ich ihn aufs Rad flechten, so wahr ich der Henker bin!“

Sein zornentflammtes Auge traf auf den jungen Andreas, der erbleichend aufstand, um die Stube zu verlassen.

Da bückte sich der Meister, las eine Scherbe vom Fußboden auf und warf damit nach seinem Sohne. „Und du Elender bist an allem schuld!“ brüllte er. „Hast wie ein Jammerlappen vor Ludicke Hollandt ausgesagt. Wie ein altes Weib hast du gezittert, als du deinen leiblichen Bruder rächen solltest. Ah, warum hat der Zeidler nicht dich erwürgt, statt des anderen! — Fort mit dir, du Feigling!“

Andreas flüchtete sich auf seine Kammer und warf sich laut schluchzend auf sein Strohlager. In dieser

Nacht tat er kein Auge zu und litt Folterqualen, die denen des Missetäters auf dem Rade gewiß nicht viel nachgaben. Sein einziger Wunsch war, daß Gott ihn möchte sterben lassen.

Sterben, wie andere Menschen sterben, nur nicht von der Hand des Henkers!

* * *

Sechs Tage lang lag finsteres Gewölk auf Meister Wetzels Stirn, wenn er zum Mittagessen heimkam, sechs Tage lang schalt er auf die Federfuchserei und lahme Justiz seines Herrn Ludicke Hollandt.

Am siebenten Tage aber schwenkte er den Hut und umarmte, kaum daß er ihrer ansichtig geworden, seine Frau mit jugendlichem Ungestüm. „Gerechtigkeit!“ rief er aus und warf ein großes Schriftstück auf den Tisch. „Rufe Andreas und das Gesinde zusammen, daß sie's alle vernehmen!“

Schnell füllte sich das Zimmer. Die Knechte blieben, die Mütze in der Hand, an der Tür stehen. Andreas, von geheimem Schrecken erfüllt, drückte sich in den entferntesten Winkel. Ach, er hatte schon gehofft, man würde das Verfahren gegen den unglücklichen Finder des Eileins einstellen.

Der Meister warf einen triumphierenden Blick auf die Runde, dann entfaltete er das Schreiben und las: „An den Ratsherrn Ludicke Hollandt. Auf ergangene Anfrage in Sachen Peter Zeidlers, des Windmüllerssohnes, Ew. Liebden zum Bescheide, daß der Angeklagte propter gravem facinoris suspicionem peinlich von Euch zu befragen ist.

Die Braunschweigischen Freischöffen.‘

Und nun lasset uns singen,“ sagte der Meister, als er ausgelesen hatte. Und er begann anzustimmen:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen.“

Die Knechte fielen mit ihren rauhen Stimmen ein, und auch Frau Magdalena, deren weiches Gemüt die Befriedigung gesättigter Rache nicht kannte, sang andächtig mit.

Aber ein anderer, seltsamer Ton, erst leise, halb erstickt, dann immer lauter, mischte sich in den freudigen Choral, ein Ton, der wie ein qualvolles Stöhnen klang und aus der Tiefe des Zimmers hervorkam, wohin der junge Andreas sich geflüchtet hatte.

Der Scharfrichter erblaßte. Wie ein wildes Tier stürzte er auf den unglücklichen Knaben zu und riß ihm den Kopf in die Höhe. Als er das von Tränen ganz durchnäßte Gesicht des Burschen gewahrte, bemächtigte sich seiner eine sinnlose Wut. „Bube! Bube!“ schrie er und rang nach Atem. Dann riß er den kurzen Dolch, den er immer bei sich trug, aus der Scheide und zischte seinem Sohne ins Ohr: „Wer den Mörder seines Bruders beweint, soll sterben! — Sterben soll er, verstehst du?“

„Mann, lieber Mann!“ kreischte die Frau auf und warf sich auf den Henker.

„Laß nur, Mutter!“ sagte plötzlich Andreas, dessen Tränen zu fließen aufgehört hatten. Dann riß er sich mit einem heftigen Rucke das Lederwams auf, entblößte die Brust und sagte: „Stoß zu, Vater! Ich will gerne sterben.“

Klirrend fiel der Dolch zu Boden. Vater und Sohn sahen sich an. Die Knechte wagten nicht zu atmen.

„Weshalb willst du sterben?“ fragte plötzlich der Henker mit harter Stimme.

„Weil ich dich hasse!“ antwortete Andreas.

„Und weshalb hassest du mich?“

„Weil du der Henker bist!"

Scharf wie ein zweischneidiges Schwert kam es von des Burschen Lippen.

Der Henker zuckte zusammen; wie eine Wolke senkte sich einen Augenblick die ungeheure Schmach seines Gewerbes auf ihn nieder. Aber nur einen Augenblick. Dann richtete er sich stolz in die Höhe. „Entferne dich!" sagte er kalt. „Wollte Gott, daß ich keine Kinder gehabt hätte!"

Andreas verließ das Zimmer. Sein Schritt war zum ersten Male wieder fest. Seine Augen glänzten. Er hatte einen Sieg erfochten, der selten jemand gelingt. Er hatte die Furcht vor dem Sterben besiegt.

* * *

Wieder schritten Vater und Sohn in der Frühe des Morgens der Stadt zu. Der Wagen mit den Folterwerkzeugen und den Knechten war vorausgefahren.

Wie innig hatte Meister Andreas Wetzel den heutigen Tag herbeigesehnt, der seinen heißen Rachedurst befriedigen sollte! Und nun es so weit war, wollte es ihn nimmer freuen. Hatte ihm doch der glückliche Tag zugleich die Erkenntnis gebracht, daß sein einziger Sohn für den Beruf verdorben war. Von seinem eigenen Fleisch und Blut ward er verachtet! Das Vorurteil der Welt gegen den Henker war in den Schoß seiner Familie gedrungen, bis an den häuslichen Herd verfolgte ihn die Ehrlosigkeit des Amtes!

Schweigend gingen die beiden nebeneinander her. Plötzlich begann der Alte: „Also du hassest mich, weil ich der Henker bin?"

Andreas nickte.

„Weißt du nicht, daß der Henker der Diener der Gerechtigkeit ist, und daß es kein höheres Amt gibt als

das, der Vollstrecker der irdischen Gerechtigkeit zu sein, wie Gott der Vollstrecker der himmlischen Gerechtigkeit ist?"

Andreas schwieg eine Weile. Dann antwortete er: „Du bist aber kein gerechter Henker."

Meister Wetzel runzelte die Stirn, auf der die Zornader anzuschwellen begann. Aber er tat sich Gewalt an und sagte: „Hast du mich schon jemals einen foltern sehen, der nicht alles bekannt hat? Hast du mich schon jemals einen hinrichten sehen, der nicht auf dem Bekenntnis seiner Schuld freiwillig verblieben ist?"

„Du würdest auch bekennen, was man will, wenn man dir die spanischen Stiefel und die Mundbirne gäbe," sagte der Bursche.

„Junge, Junge," rief der Alte unwillig, „willst du klüger sein als Ludicke Hollandt? Willst du besser wissen, wer schuldig ist und wer nicht, als die hochgelehrten Freischöffen? Meinst du, wir prüfen nicht sorgfältig, ehe wir die peinliche Frage verhängen? — Ich ein ungerechter Henker! Jesus! Kennst du die Geschichte von Matthias Ehrenberg, der vor zwölf Jahren wegen Hexerei gebrannt wurde?"

„Nein."

„Sieh, das war ein guter, wackerer Mann und Gelehrter, um den es selbst dem Henker in der Seele leid tat. Glaub's noch heute, daß er nur durch die List böswilliger Leute auf den Scheiterhaufen gekommen ist. Als er auf der Marterbank festgebunden war und Ludicke Hollandt mir zurief: ‚Schraubet!' da sagte er zu mir: ‚Meister, ich weiß, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid. So Ihr nun glaubet, daß ich der Tat schuldig bin, so schraubet getrost. Gott wird mich stärken. So Ihr aber zweifelt und Eurer Sache ungewiß seid, so wird mein Blut über Euch und Eure Kinder kommen.'

Als er so sprach, winkte ich den Knechten, ihn loszubinden, und erklärte meinem gestrengen Herrn Richter, ich müsse auch meiner Seele Seligkeit bedenken. Wollten mich von Amt und Brot jagen wegen der Geschichte. Aber Ludicke Hollandt nahm mich insgeheim vor und redete mir zu, ich solle sagen, ein plötzliches Gebresten habe mich befallen, so daß ich nicht habe meines Amtes walten können. Wußte wohl, daß er sobald keinen besseren Henker bekommen würde. Und sie ließen Meister Vollhardt aus Düsseldorf kommen, dem ich für die Reise dreiunddreißig Taler bezahlen mußte. Tat's aber gern, um der Sache loszukommen und in meinem Gewissen nicht beschwert zu sein. — Nein, Junge, niemals war dein Vater ein ungerechter Henker und wird's auch nie sein, so wahr ihm Gott helfe! Und auch du, wenn du einmal an meiner Statt hier die Sprüche der Freischöffen vollstreckst, sollst immer dein Gewissen fragen, ob's auch recht gerichtet ist oder nicht, und lieber selbst den Kopf auf den Block legen, als den Unschuldigen foltern und töten. Das ist die wahre Henkersehre, mein Sohn, und die ist, wie die Ehre der Ritter, von Gott selbst dem Stande gegeben, was auch die Menschen sagen mögen, und wir sollen sie rein und unbefleckt erhalten und vererben von Vater auf Sohn und von Sohn auf Enkel."

Der Henkerssohn hatte aufmerksam zugehört. Als der Alte schwieg, warf er stolz das Haupt zurück und sagte: „Gut, Vater, ich werde es ebenso machen wie du. Ich werde den Zeidler nicht foltern."

„Den Zeidler nicht foltern? Bist du verrückt, Junge? Diesen Nichtswürdigsten aller Nichtswürdigen, den Mörder deines Bruders nicht foltern? Und warum nicht?"

„Weil er unschuldig ist und weil du selber gesagt hast, ich solle nicht wider mein Gewissen foltern."

„Ich habe das gesagt, weil ich nicht wußte, daß ich einen solchen Narren wie du zum Sohne habe. Hätte ich das gewußt, so hätte ich noch hinzugefügt, daß ein Bengel von sechzehn Jahren noch kein Urteil über schuldig und unschuldig haben kann, daß er sich dem Spruche erfahrener Männer zu beugen hat."

„Ich weiß aber, daß er unschuldig ist!"

„Bube!" schrie der Meister, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Du wirst ihn foltern, wie ich ihn foltere, oder —"

„Oder?"

Vater und Sohn blieben stehen und sahen sich an. Und da erschrak Meister Wetzel über die Wildheit und Kraft, die ihm aus den Augen seines Erstgeborenen entgegenleuchteten. Es war nicht mehr der Knabe, der vor ihm stand, es war der plötzlich zum Manne Gewordene. Es war er selbst, seine eigene wilde Rasse, die ihm den Krieg erklärte.

„Gut," sagte der Henker nach einer Weile mit veränderter Stimme, „ich will dich nicht zwingen. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Da du ihn für unschuldig hältst, magst du die Hände von ihm lassen. Ich und Gros werden es selbst besorgen. Aber du sollst mit dabei sein, damit du von seinen Lippen sein Schuldbekenntnis hörst."

„Und auch du wirst ihn nicht foltern, Vater! Nein, du wirst es nicht tun!" rief Andreas. „Versprich mir, es nicht zu tun, und ich verspreche dir, ein tüchtiger Henker zu werden. Ich werde dir Ehre machen. Nächstes Jahr werde ich mein Gesellenstück ablegen. Bitte, lieber Vater, tue es nicht!"

Ein Hohngelächter war die Antwort des Henkers auf diesen Appell an sein Herz. „Verrückter Bengel!" schrie er. „Dir versprechen, den Mörder meines Kindes

nicht zu foltern! Amt, Ehre, Gewissen fahren lassen um einer elenden Knabenlaune willen! Ah, lieber wollte ich mir meine zehn Finger einzeln absägen lassen, als darauf verzichten, den Zeidler unter den Daumenschrauben wimmern zu hören! Und nun will ich nichts mehr von dir hören! Wenn du zur Vernunft zurückgekehrt bist, wollen wir wieder miteinander sprechen."

Andreas schwieg. Eine harte Falte legte sich um seinen Mund.

So kamen sie am Rathause an.

* * *

„Somit übergebe ich dich der peinlichen Frage, bis du bekannt hast. Meister Andreas Wetzel, nehmt ihn in Eure Hände und tut mit ihm nach Eurem Amte."

Also sprach Ludicke Hollandt und zerbrach den birkenen Stab, mit dem er auf den Tisch geklopft, zum Zeichen, daß die Verhandlung ihren Anfang genommen habe.

Der Unglückliche, dem die Anrede des Richters galt, lag bereits mit vollständig entblößtem Oberkörper auf der Folterbank. Diese befand sich in der Mitte des großen düsteren Raumes, dem Richtertische gegenüber, und hatte ungefähr die Form einer Dachrinne, in die der Körper des zu Befragenden gerade hineingezwängt werden konnte. Sie lief schräg aufwärts, aber so, daß der Kopf tiefer lag als die Füße, die etwas über das obere Ende hinaushingen. Schon das längere Liegen in dieser Mulde mußte äußerst qualvoll sein.

Peter Zeidler, der junge Windmüller, war ein kräftig gebauter Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, von dem man wohl erwarten konnte, daß er sich nicht ohne Kampf in sein Schicksal ergeben würde.

Er war totenbleich, aber seine Lippen waren fest geschlossen.

Meister Andreas, der mit Gros und seinem Sohne neben der Folterbank stand, ergriff die Hände des Delinquenten und legte die Daumen, mit der Rückseite aneinander gepreßt, in den Schraubstock. Dann sah er erwartungsvoll zu dem Richtertische auf.

Ludicke Hollandt hatte mit den Beisitzern zu seiner Rechten und Linken gesprochen und erhob sich: „So frage ich dich, Peter Zeidler, zum letzten Male, ob du in Güte bekennen willst?“

Der Angeklagte schüttelte den Kopf und biß die Zähne aufeinander.

„So schraubet, Meister,“ sagte der Richter gelassen und setzte sich wieder.

Der Henker ergriff die Kurbel des Schraubstockes.

Da flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr: „Laßt es nicht bis zum Äußersten kommen, Vater! Ihr würdet es hernach bereuen.“

Sinnlos vor Zorn wandte sich der Henker um. Und wie er seinen Erstgeborenen bleich und mit flehend emporgestreckten Armen vor sich stehen sah, verließ ihn die Besonnenheit. Er holte weit aus und gab ihm eine schallende Ohrfeige, daß Andreas zurücktaumelte. Dann drehte er dreimal die Kurbel um.

Peter Zeidler stieß einen einzigen kurzen Schrei aus; seine Augen schlossen sich. Zwischen den Fugen des Marterinstrumentes sah man das Blut hervorquellen.

Da trat der junge Andreas vor den Richtertisch und sagte mit fester Stimme: „Ist es auch erlaubt, einen Unschuldigen peinlich zu fragen?“

Überrascht sahen sich die Richter an.

Ludicke Hollandt aber sprach zornig: „Was soll

das heißen, Bursche, daß du das Gericht zu unterbrechen dich erdreistest?“

„Das soll heißen,“ rief Andreas laut, „daß Peter Zeidler der Tat unschuldig ist. Denn ich bin's gewesen.“

„Er lügt!“ schrie Meister Andreas, vorstürzend. „Er hat sich's in den Kopf gesetzt, den Zeidler der Strafe zu entziehen. Überlaßt ihn mir! Eine tüchtige Tracht Prügel wird ihm seinen gesunden Verstand wiedergeben.“

„Ich lüge nicht, ich bin wohl bei Sinnen,“ sagte der junge Mann. „Und wenn Euer Gnaden mir den Bindfaden vorlegen würden, mit dem mein armer Bruder erwürgt worden, so wollte ich es bald beweisen, daß ich die Wahrheit spreche. Darum nehmt mich in Haft und tut mit mir, wie ich's verdient habe. Ich will alles erdulden, nur daß kein Unschuldiger gepeinigt wird.“

Der Richter sprach mit den Beisitzern, dann klopfte er auf den Tisch und gebot Stille. „Schraubet den Angeklagten los, Meister,“ sagte er zu dem wie versteinert dastehenden Scharfrichter. „Die peinliche Frage ist für heute aufgehoben. — Und du, Bursche,“ wandte er sich an den jungen Andreas, „kommst mit uns hinauf in das Ratszimmer, wo du uns alles berichten magst, was sich begeben hat. — Ihr aber, Meister Andreas, haltet Euch hier zur Verfügung des Gerichtes, falls man Euer bedürfen sollte.“

* * *

„Also entscheidet Euch, Meister Andreas,“ sagte der Richter. „Denn ob der Knabe auch freimütig seine Schuld bekannt, und obgleich erhellet, daß er nicht in bösem Willen, sondern in kindischem Unverstande die Greueltat vollbracht, so ist er doch nach dem Gesetze

des Todes schuldig. Wollt Ihr ihn nun mit Euch nehmen und richten nach Henkersrecht, so habt Ihr mir, bis daß die Sonne untergegangen, anzuzeigen, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen; wo nicht, so bleibt er hier in Verhaft, bis das Obergericht seinen Spruch gefällt."

„Ich will ihn richten nach Henkersrecht," erklärte der Meister mit ruhiger Stimme. Er hatte sich fest in der Gewalt. Keine Muskel in seinem harten Gesichte zuckte; nur in den Augen brannte ein düsteres Feuer.

„Somit werde ich dem Büttel anbefehlen, daß er den Knaben dem Henker übergebe. Meister, es erbarmt mich über Euch, aber das Gesetz ist streng. Bedenket es wohl: bis die Sonne untergegangen. Saget dem Knaben, daß er die Zeit gut ausnütze."

* * *

Auf dem Heimwege sprachen Vater und Sohn kein Wort miteinander. Jeder wußte, was kommen mußte. Der Alte, der vor Ludicke Hollandt seine Haltung bewahrt hatte, ging jetzt gebückt und atmete schwer; der Junge, hoch aufgerichtet, die Hände auf dem Rücken gefesselt, schritt neben ihm her wie der Sieger neben dem Besiegten. In seiner Seele lag kein Grauen, sondern eine unaussprechliche Erleichterung darüber, daß er die Last, die er seit zwei Jahren getragen, endlich von sich abgewälzt hatte. Mochte nun kommen, was da wolle: er fühlte es, er war über das Schwerste hinaus.

Als sie vor dem Henkerhause angekommen waren, zog Meister Andreas mit einem heftigen Ruck seinen Dolch aus der Scheide. Der Sohn sah ihn an und lächelte. Aber es war noch nicht das, was er erwartete.

Der Alte schnitt die Fesseln durch. „Der Mutter

wegen!“ sagte er herb. „Sie soll nichts erfahren, verstehst du? Will nicht um der Geschichte willen auch noch die Frau verlieren, wie ich meine Kinder verloren habe.“

Andreas sah, wie eine große Träne an der harten, verwitterten Wange herablief. Da überkam es ihn wie Reue. „Verzeih mir, Vater,“ murmelte er, die schlaff herabhängende Hand des Alten ergreifend. „Ich konnte nicht anders. Hast du nicht selbst mir gesagt, die wahre Henkersehre bestehe darin, keinen Unschuldigen leiden zu lassen?“

Der Meister entzog ihm die Hand. „Schweig!“ sagte er rauh. „Was geschehen ist, ist geschehen, und wir müssen beide die Folgen tragen. Bist du bereit?“

„Ja.“

„Also heute abend in der guten Stube, wenn die Vesper einläutet. Du hast noch drei Stunden. Geh in den Wald bis dahin, daß dich die Mutter nicht sieht.“

„Ich darf mich nicht von ihr verabschieden?“

„Nein. Und noch eins! Die letzten Worte von Ludicke Hollandt waren: ‚Saget dem Knaben, daß er die Zeit gut benütze.‘ Merke dir die Worte. Und nun geh!“

Er wandte, kurz entschlossen, dem Burschen den Rücken und trat ins Haus. In der Wohnstube angekommen, ließ er sich in den Stuhl niederfallen, der vor dem gedeckten Tische stand.

Frau Magdalena schrie, als sie ihres Mannes ansichtig geworden war, entsetzt auf. So verstört hatte sie ihn noch nie gesehen.

Mechanisch ergriff er den hölzernen Löffel und aß seine Suppe. Dann stützte er den Kopf in die Hände und versank in tiefes Brüten.

„Ums Himmels willen, Mann, was ist geschehen?“ rief sie.

„Mach die gute Stube zurecht, Frau," sagte er aufschauend. „Wir beten heute abend."

„Für den Zeidler?"

„Für den Mörder meines Sohnes!" sprach der Henker mit dumpfer Stimme.

* * *

Andreas strich planlos im Walde umher. Dann, als er eine kleine Lichtung erreicht hatte, von der aus man das väterliche Gehöft sehen konnte, warf er sich ins Gras und starrte vor sich hin.

Ach, wie hatte er sich die ganzen letzten beiden Jahre hindurch vor dem Sterben gefürchtet! Und jetzt, da es so weit war, schien es ihm nichts zu sein. Er hätte weinen mögen und fühlte sich doch so frei, so glücklich, daß er mit niemand hätte tauschen mögen.

Sein Selbsterhaltungstrieb war in der langen Seelenpein ertötet. Ja, er wollte sterben und mit allem Schluß machen. So kam ihm denn gar nicht der Gedanke, ob es denn so ausgemacht und sicher sei, daß ein Vater sein eigenes Kind töten würde. Und noch ein anderer Gedanke, der so nahe lag, kam ihm gar nicht: sich einfach in den dunklen Wald zu stürzen und sich dem Arme der Justiz zu entziehen. Ei, man hätte ihn lange suchen können hier! Er kannte seinen Wald; hier konnte er sich wochenlang verbergen und dann in die weite Welt hinauswandern. Als starker, kräftiger Bursche konnte er sich anwerben lassen und vielleicht gar sein Glück machen.

Wie gesagt, er kam nicht auf diesen Gedanken. In der wunderlichen Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, fühlte er sich wie eins geworden mit der Natur um ihn und als wäre er ebenso unsterblich wie sie. Eine nie gekannte Zärtlichkeit gegen alles Lebende

bemächtigte sich seiner. Ein großer goldgelber Käfer kletterte an seinem Schuh empor; er hob ihn sorgfältig auf und ließ ihn fliegen. In einiger Entfernung eilte ein Reh dahin; er breitete die Arme nach ihm aus und hätte es am liebsten ans Herz gedrückt.

Plötzlich fielen ihm die vielen Kaninchen ein, denen er die Pfoten im Schraubstock zerquetscht hatte, und er begann bitterlich zu weinen. Aber bald erhob er sich, riß einige Blätter Sauerampfer ab, der am Wege wuchs, und trocknete damit sein nasses Gesicht.

„Gott wird mir verzeihen, was ich Böses getan habe," murmelte er. „Ich fühle es, daß er mir verziehen hat. Ich würde mich sonst mehr vor dem Tode fürchten."

Da begann von der Stadt her die Vesper zu läuten.

„Oh, ich muß eilen," sagte er zu sich. „Man wird schon auf mich warten."

Und er begann zu laufen, erst langsam und dann immer schneller.

Da kam von ferne ein Mann auf ihn zu, der einen Sack in der Hand trug. Der Mann winkte ihm, stehen zu bleiben.

Es war sein Vater.

Was wollte der hier? Kam er, ihn zu holen, weil es schon so spät war?

Demütig und mit niedergeschlagenen Augen stand der Bursche da. Meister Andreas Wetzel betrachtete mit einem verwunderten Ausdrucke seinen Erstgeborenen. Dann holte er weit aus mit der harten Rechten und versetzte ihm eine Ohrfeige, die an Spürbarkeit der vom Vormittage in der Folterkammer nichts nachgab.

„Da, nimm das für alles!" rief er aus.

Andreas taumelte, aber er hielt sich auf den Beinen.

„Oh, du Hansnarr!" schalt der Alte. „Kannst du denn gar nichts begreifen? Muß der Henker selber dir

noch Beine machen? War es nicht deutlich genug, als ich dir sagte, du solltest die Zeit bis zur Vesper gut benützen? Sitzt der nichtsnutzige Bengel da stundenlang im Grase und träumt, während die Häscher schon auf dem Wege sind! Konntest schon über die Grenze sein, Dummkopf!"

Andreas starrte den Vater verständnislos an.

„Doch nun nicht gefackelt, Junge," fuhr der Henker fort. „Ludicke Hollandt hat dir nur bis zur Vesper Frist gegeben. Er will dir auch nicht gern ans Leben, hätte dich sonst gleich in Haft behalten. Hier, nimm den Sack. Die Mutter hat ihn gepackt. Hüte das Geld wohl, es sind bei dreißig Taler. Frage dich auf Umwegen durch nach Magdeburg zu Meister Emmerich, der einen Gehilfen braucht. Leb wohl, Junge! Wir wollen das übrige vergessen. War eine Schickung des Himmels."

Der Henker seufzte tief auf und drückte einen Kuß auf die Stirn seines Jungen.

„Grüß die Mutter!" sagte Andreas und wandte sich zum Gehen. Er verstand noch nicht alles. Nur das Eine, Wunderbare, sah er ein, daß er weiterleben sollte.

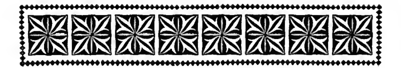
Langsam, mit schwankenden Schritten, schlug er den Waldpfad ein. Da hörte er den Vater pfeifen. Er wandte sich um. Der Alte stand noch an derselben Stelle und wies mit dem Finger nach der Landstraße, wo in der Ferne drei Gestalten auftauchten, die der Scharfrichterei zustrebten.

Waren das die Häscher, die kamen, um ihn zu holen?

Da trat das Bild des Todes wieder vor seine Seele. Jetzt aber hatte es so abschreckende, furchtbare Züge, daß ihn ein unnennbares Grauen erfaßte.

Da begann er zu laufen, wie er noch nie in seinem Leben gelaufen war.





Wohlfeile Schmuckfedern.

Von Gerd Harmstorf.

Mit 18 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Ergebnislos, wie es noch jeder Männerkampf gegen eine eben herrschende Frauenmode gewesen ist, waren alle tierfreundlichen Bemühungen, der Verwendung von Vogelfedern und Vogelbälgen als Hutschmuck gewisse vernünftige Grenzen zu ziehen. Die Agitation zugunsten der erbarmungslos hingeschlachteten und vielfach sogar mit vollständiger Ausrottung bedrohten Vogelgattungen war gewiß zu loben; aber nur ein sehr naives Gemüt konnte sich der Hoffnung hingeben, daß ihr auch nur der bescheidenste Erfolg vergönnt sein werde.

Das Opfer der Auflehnung gegen eine herrschende Mode ist eben das einzige, das man niemals von einer Frau fordern darf. Hier versagt der Appell an die gesunde Vernunft ebenso vollständig wie die Berufung auf die Güte und das Mitleid des weiblichen Herzens. Auf alles kann die normal veranlagte Frau schließlich verzichten, nur nicht auf das Vorrecht ihres Geschlechts, sich kleidsam anzuziehen.

Und kleidsam ist nach ihren Begriffen nur das, was modern ist. Hier ist dem männlichen Einfluß eine Schranke gesetzt, die wohl bis in alle Ewigkeit unübersteiglich bleiben wird. Darum müssen wir uns wohl oder übel damit abfinden, daß eine von der Modelaune lebende Industrie fortfährt, rücksichtslos unter

den schönsten und seltensten Vogelarten, unter Edelreihern, Paradiesvögeln, Kolibri und so weiter aufzuräumen, und nicht auf die Einsicht oder die Warmherzigkeit des zarten Geschlechts, sondern einzig auf die Wandelbarkeit des Modegeschmacks dürfen wir eine Hoffnung auf das endliche Aufhören dieser sinnlosen Massenmorde gründen.



Großer, weicher Schweif aus schwarzen Hahnenfedern mit grünlich schillernden Spitzen.

Eines freilich kommt den Bestrebungen der Tierfreunde schon heute wirksam zu Hilfe, die Kostspieligkeit jenes Federschmuckes nämlich, der nur durch die Tötung seltener Vögel gewonnen werden kann. Eine Hutzier aus Reiher- oder Paradiesvogelfedern ist so teuer, daß nur verhältnismäßig wenige das hohe Glück auskosten dürfen, mit ihr zu prunken. Die Modeindustrie, die in solchen Fällen immer darauf bedacht sein muß, auch den Bedürfnissen der minderbemittelten Frauenwelt Rechnung zu tragen, war also genötigt, sich nach wohlfeileren Ersatzmitteln umzutun, die sich im Aussehen nicht allzusehr von jenen unerschwinglichen Kostbarkeiten unterscheiden. Ein Blick auf die Auslagen der groß-

städtischen Putzgeschäfte muß uns überzeugen, daß der Erfolg solchen Bemühens geradezu erstaunlich gewesen ist.

Wie das unscheinbare Fell unseres in unerschöpflicher Menge zur Verfügung stehenden Kaninchens mit bestem Gelingen zur Herstellung der „edelsten“ und



Weiches Pikett aus Hahnenfedern mit farbig schillernden Spitzen.

„seltensten“ Pelzarten verarbeitet wird, so ist man neuerdings dahintergekommen, aus dem Federkleid unseres in der Hauptsache ganz anderen Zwecken dienenden Nutzgeflügels Hutzierden herzustellen, die zwar keine Straußen-, Reiher- oder Paradiesvogelfedern vortäuschen können, in Form und Farbe aber vielfach so reizvoll und gefällig wirken, daß sie einen Vergleich mit jenen um so vieles teureren Schmuckstücken nicht zu scheuen brauchen.

Nur eine kleine Auslese aus der Fülle solcher durch die herrschende Mode hervorgerufenen Phantasieschöpfungen ist es, die wir unseren Leserinnen mit den beigegebenen Abbildungen vorführen können. Es mangelt ihnen überdies wegen der Unmöglichkeit, die



Großer Schweif aus Hahnenfedern mit farbig schillernden Spitzen.

mannigfachen Farbentönungen auf der photographischen Platte wiederzugeben, ein sehr wesentlicher Reiz der Originale. Immerhin aber werden auch diese Bilder hinreichen, die Richtigkeit der Behauptung zu erweisen, daß sich mit dem nötigen Geschmack und Geschick auch aus simplen Hahnen-, Gänse- und Entenfedern allerliebste Gebilde verfertigen lassen, die vor der unleugbaren Eintönigkeit der Straußfederpleureusen und der Reiherstutze neben der größeren Wohl-

feilheit auch noch den Vorzug schier unbegrenzter Abwechslungsmöglichkeiten voraus haben.

Solange die Alleinherrschaft der wagenradgroßen Riesenhüte währte, standen der Verwendung dieses billigeren Materials beträchtliche Schwierigkeiten entgegen, weil sich gefällige Gebilde von der zum Schmuck dieser Ungeheuer erforderlichen Länge und Größe aus ihm nicht wohl herstellen lassen. Mit der Rückkehr zu vernünftigen, den Maßen der menschlichen Gestalt einigermaßen entsprechenden Kopfbedeckungen aber hat die Mode der Schmuckfederindustrie ein Betätigungsgebiet eröffnet, auf dem mit den allereinfachsten Mitteln die hübschesten und überraschendsten Leistungen hervorgebracht werden können.



Puff aus gebrannten schwarzen Hahnenfedern.

In wie verschiedenartiger und wirksamer Weise sich die Schweiffedern unseres gewöhnlichen Haushahns verwenden lassen, lehren uns die fünf ersten Abbildungen, deren Originale zum Schmuck der mannigfachsten Hutformen bestimmt sind und sich durchweg als äußerst kleidsam erwiesen haben. Ist es bei dem kühn gebogenen, großen Schweif aus schwarzen und

dem sanfter geschwungenen aus weißen Hahnenfedern mit farbigen Spitzen neben der hübschen Linie der diesem Gefieder eigene metallische Schimmer, den man als charakteristische Besonderheit ansprechen kann, so nimmt das weiche, von jedem Windhauch bewegte Pikett durch seine anmutige Leichtigkeit für sich ein.



Großer Schweif aus gebrannten strohgelben Hahnenfedern (Paradiesvogelnachahmung).

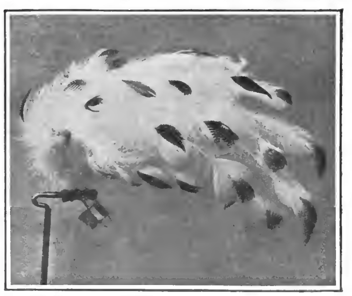
Und von ausgesprochener Eigenart ist der Puff aus „gebrannten" schwarzen Hahnenfedern, dessen pikante Wirkung sich durch die photographische Nachbildung leider nur sehr unvollkommen wiedergeben läßt. Der Eindruck des Zerzausten und Borstigen, der auf dem Bilde etwas zu stark hervortritt, wird bei dem Original vollständig aufgehoben durch die graziöse Feinheit und

Zartheit der einzelnen Federn, die jedes Lüftchen und jede leichte Kopfbewegung der Trägerin in launenhafte Schwingungen versetzt.

Wenn schon in diesem Puff fast die Wirkung des Paradiesvogelgefieders erreicht ist, so erscheint sie bis zur wirklichen Täuschung gesteigert in dem großen Schweif aus gebrannten, strohgelben Hahnenfedern auf dem nächsten Bilde. Hier ist sogar nach unserem Dafürhalten schon die Grenze des bei der Verwendung eines minderwertigen Materials Zulässigen überschritten.

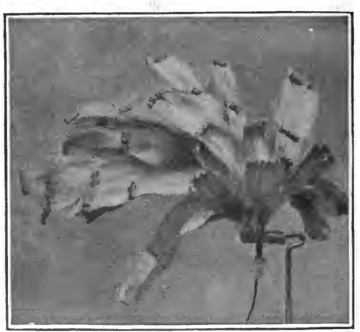


Flaumiger Pompon aus Hühnerfedern.



Großer Schweif aus Gänse- und Entenfedern.

Aus dem Bestreben, die vorhandenen natürlichen Reize dieses Materials durch geschickte Anordnung und Zusammenstellung zur Geltung zu bringen, ist die bewußte Absicht geworden, ein edleres und kostbareres Naturprodukt vorzutäuschen — ein Bemühen, das niemals

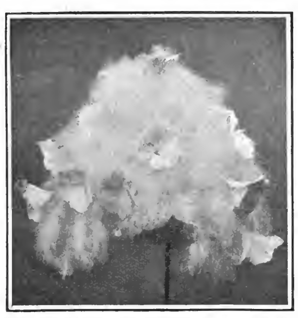


Locker angeordnetes Pikett aus an den Spitzen gekräuselten Gänsefedern.

den Beifall einer geschmackvollen Käuferin finden wird. Sehr anspruchslos und trotzdem gewiß nicht weniger ansprechend wirkt dagegen der nette Pompon aus weißen, flaumigen Hühnerfedern, der aus sieben kleinen, zu einem weichen, duftigen Federball vereinigten Einzelpiketts besteht und sich namentlich zu dem Gesicht einer sehr jugendlichen Trägerin wunderhübsch ausnimmt.

Der heimische Geflügelhof aber liefert der modernen

Putzfedernindustrie nicht nur Hahnen- und Hühnerfedern, denn auch das schlichte Gefieder der weniger um ihrer äußerlichen Schönheit als um ihrer Schmackhaftigkeit willen geschätzten Gans und der noch bescheideneren Ente kann bei richtiger Verarbeitung als

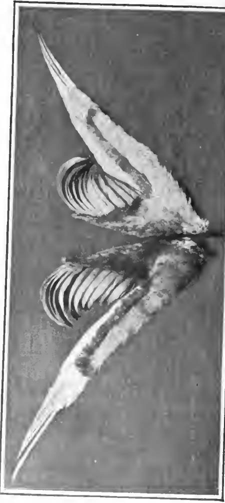


Pikett aus weißen Truthahnfedern, durchsetzt mit blumenförmig angeordneten Gänsefedern.

Schmuck und Zier für unsere holden Frauen Verwendung finden. Der abgebildete Schweif aus Gänse- und Entenfedern wirkt durch die graue Färbung der letzteren sehr lebhaft und gefällig; auch ist er von einer Schmiegsamkeit und Leichtigkeit, die der einer Straußfederpleureuse um nichts nachsteht.

Sehr hübsch ist auch das locker angeordnete Pikett aus weichen, mittellangen Gänsefedern, die an den Spitzen ein wenig gerollt und gekräuselt sind. Das

Arrangement hat den besonderen Vorzug, daß sich den einzelnen Federn mit Leichtigkeit jede gewünschte Stellung geben läßt, wie es die Form des Hutes und das Gesicht der Trägerin eben wünschenswert machen. Auch eine Art von Nachahmung, aber ohne eigentliche Täuschungsabsicht, stellt das große Pikett aus zarten Truthahn- und kurzen Gänsefedern dar, das auf den ersten flüchtigen Blick wohl wie ein Gebild aus Marabufedern erscheinen mag. Was die Zusammenstellung besonders originell macht, ist der Einfall, die matt glänzenden Gänsefedern zu blumenartigen Gebilden zu vereinigen, die dem Auge in dem etwas stumpfen Weiß des Truthahnflaums angenehme Ruhepunkte bieten.



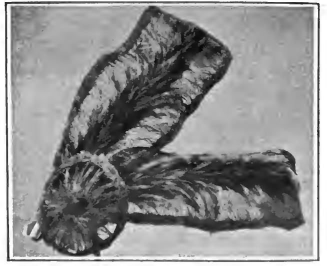
Sehr große Flügel aus Schwanen-, Enten- und Gänsefedern.

Aus Gänse-, Enten- und Schwanenfedern sehr kunstvoll zusammengesetzt sind die beiden großen blau-

gefärbten Flügel auf dem nächsten Bilde. Man kann sich leicht vorstellen, daß sie sehr imposant wirken und darum nicht für jede Hutform und nicht für jede Trägerin geeignet sind. Zierlicher und reizvoller wollen uns die beiden „Palmen“ aus pfauenblau gefärbten Gänsefedern erscheinen, die sehr geschickt mit einem breiten Rande aus „gebrannten“ En-



Palmen aus pfauenblauen Gänsefedern, mit gebrannten Entenfedern besetzt.



Phantastische Flügel aus Gänsefedern.

tenfedern besetzt sind. Die Verbindungsstelle der beiden Palmen verbirgt sich unter einem Tuff ganz kurzer, in zwei Farben getönter Schwanenfedern, und das ganze Arrangement ist von so vornehmer Wirkung, daß man



Aus Schwanen-, Gänse-, Enten-, Pfauen- und Fasanenfedern hergestellte Flügel.



Einfache Flügel aus Schwanen-, Enten- und Gänsefedern.

dem Material nichts mehr von der Bescheidenheit seiner Herkunft anmerkt.

Sehr auffallend und darum wohl nicht nach dem Geschmack jeder Dame sind zwei riesenhafte Flügel aus maulwurfsgrauen Gänsefedern, die durch eine gigantische runde Agraffe zusammengehalten werden und wegen ihrer Dimensionen nicht eben als praktisch bezeichnet werden können. Um so größeren Beifall fanden mit vollem Recht zwei durch die aufgewandte Arbeit allerdings ziemlich kostspielig gewordene Flügel,

zu deren Herstellung Schwanen-, Gänse-, Enten-, Pfauen- und Fasanenfedern Verwendung gefunden hatten. Nur eine farbige Wiedergabe könnte den dadurch erzielten Effekt anschaulich machen. Namentlich die beiden nach der Art von Schmetterlingsfühlern angebrachten Pfauenfedern machen dies hübsche Gebilde zu einem überaus heiter und anmutig wirkenden Hutschmuck.

Ungleich einfacher, aber ebenfalls von gutem Ge-



Busch aus ringförmig gekräuselten Pfauenfedern.



Agraffe aus dachziegelartig übereinander gelegten Taubenfedern.

schmack sind die aus Schwanen-, Enten- und Gänsefedern gebildeten künstlichen Flügel auf dem nächsten Bilde. Zur Garnierung eines wohlfeilen Hutes bestimmt, wollen sie nicht für mehr gelten, als sie sind,



Perlhuhnflügel in Form eines Schiffsegels, mit Schwanenfedern besetzt.

und sind darum besonders geeignet, ein schlichtes Straßenkostüm zu vervollständigen. Die Pfauenfeder allein erscheint trotz ihrer Farbenpracht als Hutzierde wenig angebracht, weil sie sich wegen ihrer Steifheit zu Arrangements von reizvollem Linienspiel kaum verarbeiten läßt. Immerhin hat es nicht an mehr oder weniger gelungenen Versuchen gefehlt, sie ebenfalls für die gegenwärtige Moderichtung nutzbar zu machen. Wir führen

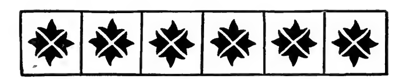


Kleine Flügel aus Perlhuhnfedern, mit Medaillons aus Entenfedern verziert.

mit dem im Bilde wiedergegebenen Busch aus ringförmig gekräuselten Pfauenfedern ein Beispiel dafür an, glauben aber nicht, daß der Erfolg des Experiments danach angetan ist, zur Nachahmung zu reizen.

Damit nicht eine einzige Gattung unseres heimischen Nutzgeflügels unbesteuert bleibe, hat man auch für die Federn der Taube wie für die des Perlhuhns eine zweckentsprechende Verwendung gesucht und gefunden. Daß etwas sonderlich Bestechendes dabei nicht herauskommen konnte, liegt freilich auf der Hand. Die aus vier Reihen dachziegelartig übereinander gelegter Taubenfedern bestehende Agraffe ist zwar nicht ohne eine gewisse Keckheit, wird sich der Gunst ihrer Trägerin aber sicherlich nicht allzulange zu erfreuen haben, und der mit Schwanenflaum besetzte Perlhuhnflügel in Form eines Schiffsegels ist ebenso wie das mit bunten, metallisch schillernden Entenfedern in Form kleiner Medaillons geschmückte Flügelpaar aus dem gleichen Material nur für die Befriedigung bescheidener Ansprüche berechnet.





Mannigfaltiges.

✦

(Nachdruck verboten.)

Das rätselhafte Armband. — Herr Weißenberg junior saß hinter dem Ladentisch über die Glasplatte gebeugt, hielt die Lupe vor das rechte Auge und prüfte mit Kennerblick eine Anzahl kleiner roher Edelsteine, die ihm von einem Händler laut des beigefügten Verzeichnisses zum Kauf angeboten worden waren. Ihm den Rücken zuwendend, machte sich ein junger Mann, Herr Adolf Meyer, die erprobte Stütze der Firma, in dem großen Spind mit dem Tafelsilber zu schaffen, und in dem an den Laden grenzenden Kontor saß Herr Weißenberg senior an seinem Schreibpult und sah die angekommene Post durch.

Das Juweliergeschäft Elias Weißenberg Söhne gehörte zu den ältesten und angesehensten Berlins, aber heute war es noch ziemlich früh am Vormittag, und Kundschaft ließ sich also noch nicht blicken. Der Laden Unter den Linden und sein großartiges, durch ein Gitter geschütztes Schaufenster mit den vielen darin aufgestapelten Kostbarkeiten zählte geradezu zu den Sehenswürdigkeiten. Es war ein schöner Herbsttag, der Berliner Fremdenverkehr stand auf der Höhe, die Hotels waren überfüllt. Unter solchen Umständen pflegte die bekannte Firma die besten Geschäfte zu machen.

Gerade hatte Herr Weißenberg junior einen apfelgrünen Smaragd unter der Lupe, dessen Schönheit leider durch ein eingewachsenes Glimmerblättchen beeinträchtigt wurde, als ein sehr elegant gekleideter noch junger Herr in den Laden eintrat. Er trug Zylinderhut, Monokel, einen Stock mit goldener Krücke — die übliche Kavaliererscheinung.

Weißenberg ließ seine Steine Steine sein, verschloß sie in eine der vielen flachen Schubladen, die auf der Rückseite des

Ladentisches angebracht waren, und fragte, womit er dem Herrn dienen könne.

Der Fremde nahm den Hut ab, wobei sein rötliches wohlgescheiteltes Haar zum Vorschein kam, strich sich den Schnurrbart und sagte mit näselnder Stimme: „Möchte einen Schmuckgegenstand haben — für eine Dame.“

„Bitte recht sehr. Was darf es sein? Ein Armband? Ein Kollier? Ein Ring?“

„Ein Armband!“

Herr Meyer war näher herangetreten, auch Weißenberg senior erschien nun im Hintergrunde. Mannigfache unliebsame Vorgänge im Juweliergewerbe in der jüngsten Zeit forderten Unbekannten gegenüber zur Vorsicht auf, und sechs Augen sahen mehr als zwei.

„Darf ich wissen, in welcher Preislage?“ setzte Weißenberg junior seine Fragen fort.

„Der Preis soll keine Rolle spielen,“ erwiderte der Fremde mit vornehmer Gelassenheit.

„Sehr wohl!“

Gleich darauf öffnete der Juwelier vor seinem Kunden eine Anzahl Etuis mit schimmernden Brillanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren. Es waren die teuersten Sachen. Mit Kennerblick nahm der Fremde ein Stück nach dem anderen in die Hand, trat damit an die Tür, ließ die Steine in der Sonne spielen und unterließ auch nicht, die Fassungen genau zu studieren.

Endlich nach langem Wählen entschied er sich für ein dreireihiges Brillantenarmband, das nicht nur durch die Schönheit und Reinheit der Steine, sondern auch durch den Geschmack und die Zierlichkeit der Arbeit ausgezeichnet war. Von allen vorgelegten Sachen gehörte es mit zu den wertvollsten. Die Wahl machte seinem fachmännischen Verständnis alle Ehre.

„Was soll das kosten?“ erkundigte er sich.

Weißenberg junior besah sich den kleinen dem Juwel angehängten Zettel. „Sechstausendvierhundert Mark,“ lautete seine Antwort.

„Ist dies der äußerste Preis?“

„Der alleräußerste, mein Herr.“

„Ich möchte bitten, daß das Armband an eine gewisse Adresse geschickt wird. Kann das geschehen?“

„Aber selbstverständlich.“

„Bedingung für mich wäre, daß mein Name nicht genannt wird. Kann ich darauf rechnen?“

„Ganz gewiß, mein Herr.“

„Die Adresse lautet: Fräulein Alice Vanderport, Bellevuestraße 70.“

Herr Weißenberg, der sich schon zum Schreiben angeschickt hatte, hielt inne. Er bemühte sich, ein gewisses Erstaunen zu verhehlen. „Fräulein Vanderport von der Hofoper?“ fragte er höflich.

„Jawohl. Um elf Uhr begibt sich Fräulein Vanderport zur Probe. Kann sie das Armband bis dahin erhalten haben?“

„Gewiß!“

„Also ich verlasse mich darauf — bis elf Uhr! Ich will auch gleich bezahlen.“ Der Fremde griff in seine Brusttasche, stutzte, griff in eine andere und sagte dann: „Ich sehe, ich habe meine Brieftasche in meinem Hotel liegen lassen. Hier meine Visitenkarte. Wollen Sie den Betrag zwischen elf und zwölf im Hotel Bristol abholen lassen. Aber die Sendung erleidet dadurch doch keine Verzögerung?“

Graf Stillfried, wie er laut der Visitenkarte hieß, griff nach Hut und Stock, nickte noch einmal mit seiner nachlässigen Vornehmheit und verließ den Laden.

Wer in Berlin kannte nicht die berühmte Vanderport? Der Ruhm dieser Sängerin war ja in der ganzen Welt verbreitet. Das Erstaunen von Herrn Weißenberg, als er ihren Namen hörte, hatte nur darin seinen Grund, daß die berühmte Künstlerin zufällig eine Kundin seines Hauses war, daß er sie persönlich gut kannte, auch ihren Lebensgewohnheiten nach, die gut bürgerlich und gänzlich einwandfrei waren, und daß sie, was diesen letzteren Gesichtspunkt betraf, wenigstens nach Herrn Weißenbergs Wissen nicht zu denjenigen Vertreterinnen ihres Berufes gehörte, denen von der Herrenwelt derartige Geschenke zu Füßen gelegt werden durften.

„Also die Vanderport!“ schmunzelte Weißenberg junior, nachdem sich hinter dem Grafen die Tür geschlossen hatte. „Nu sieh einer an! Also einen Verehrer hat sie sich nun doch noch angeschafft!“

„Jetzt auf ihre alten Tage?“ erlaubte sich Meyer, der in Theaterdingen Autorität war, dazu zu bemerken.

„Warum soll sie nicht?“ entschied der alte Weißenberg aus dem Schatze seiner Lebenserfahrungen heraus. „Sie ist doch unberufen noch eine ganz stattliche Person. Vielleicht handelt sich's um eine Heirat!“

„Aber er will ja nicht mal seinen Namen genannt haben!“ sagte skeptisch Weißenberg junior.

„Sie wird schon wissen, von wem das Armband kommt,“ meinte Meyer.

Weißenberg sah auf die Uhr. „Wenn sie das Armband bis elf Uhr haben soll, dann muß es gleich hingeschickt werden. Oder ob man nicht lieber wartet, bis das Geld bezahlt ist? Man kennt doch diesen Grafen Stillfried nicht!“

„Was kann da passieren?“ besänftigte der alte Herr das Mißtrauen seines Sprößlings. „Selbst angenommen, man hätte es mit einem Schwindler zu tun — die Vanderport ist uns doch gut dafür. Kriegen wir das Geld nicht — schön, holen wir das Armband wieder von ihr ab. Sie läuft uns nicht fort. Jedenfalls kann man im Bristol anklingeln, ob dort ein Gast mit diesem Namen überhaupt abgestiegen ist.“

Dies geschah. Ein Graf Stillfried war in der Tat im Hotel Bristol abgestiegen. Um übrigens ganz sicher zu gehen, sollte nicht der Hausdiener zu Fräulein Vanderport geschickt werden, sondern Meyer selbst sollte sich mit dem Schmuckstück zu der Dame begeben. Meyer kannte Fräulein Vanderport persönlich, und keiner anderen als ihr persönlich sollte er es in die Hände geben. —

Graf Stillfried mußte über Fräulein Vanderport falsch berichtet gewesen sein — wenigstens in einem Punkte. Es war gar nicht wahr, daß sie um elf Uhr zur Probe mußte. Sie hatte heute überhaupt keine Probe. Vielmehr saß sie, als ihr Herrn Meyers Besuch gemeldet wurde, nach ihrer Gewohnheit am

Klavier und übte. Schon die ganze Einrichtung des Zimmers wies darauf hin, von welchem korrekt-bürgerlichen Geiste seine berühmte Bewohnerin beseelt war. Alles blitzte und funkelte darin vor strenger Sauberkeit und Sachlichkeit. Das altmodische Polstermobiliar, ein Erbstück von einer Tante, war sorgsam mit gehäkelten Deckchen behängt, keine prunkenden Lorbeerkränze mit golbbedruckten Atlasschleifen zierten die Wände, und ein Bild gutbürgerlicher Solidität bot auch die große Künstlerin selbst. Ihre strengen Gesichtszüge, denen erst die Schminke, das Kostüm und das künstliche Rampenlicht einen gewissen verführerischen Reiz verliehen, hatten jetzt im nüchternen Lichte des frühen Vormittages und in der prosaischen Gewandung eines selbstgeschneiderten Negligés fast etwas Nonnenhaftes, und ihre hohe Gestalt hielt jeden Gedanken an irgendwelche Zärtlichkeiten meilenfern. Eine böse Jugenderfahrung hatte sie ein für allemal zu einer grundsätzlichen Männerfeindin gemacht, und gerade darin bestand die Tragik ihres Lebens, daß sie so häufig dem Publikum Gefühle vorheucheln mußte, die in ihrem Innersten nicht den geringsten Widerhall fanden.

Ein grenzenloses Erstaunen malte sich in ihrem Gesicht, als Meyer sich seines Auftrages entledigte.

„Das muß ein Irrtum, das muß eine Verwechslung sein,“ waren ihre ersten Worte.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte Meyer taktvoll, „ein Irrtum ist ausgeschlossen!“

„Und ich soll nicht einmal erfahren, wer der Absender ist?“

„Wie gesagt, Verschwiegenheit ist uns zur Pflicht gemacht, mein gnädiges Fräulein!“

„Ist es ein Herr oder eine Dame?“

„Ich bedaure, mein gnädiges Fräulein, aber eine Antwort darauf würde meine Befugnisse überschreiten!“

„Geschenke von Unbekannten nehme ich nicht an. Nehmen Sie das Armband wieder mit!“

„Gnädiges Fräulein verzeihen, aber in diesem Falle müßte ich darum bitten, daß Sie sich schon selbst in unser Geschäft bemühen und das Armband dort zurückgeben. Ich bin nur

Angestellter meiner Firma. Ich habe mich nur meines Auftrages zu entledigen. Empfehle mich, mein gnädiges Fräulein!"

„Aber ich wiederhole Ihnen, hier hat eine Verwechslung, ein Irrtum stattgefunden!"

„Selbst wenn dies wirklich der Fall sein sollte, mein gnädiges Fräulein," bemühte sich nun Meyer mit gut gespielter Scheinheiligkeit auf die offenbare Komödie, die ihm die Dame nach seiner Auffassung vormimte, einzugehen, „so ließe sich ja dieser Irrtum jederzeit leicht rückgängig machen. Wir lassen dann das Armband einfach wieder abholen — Adieu, mein gnädiges Fräulein, empfehle mich!"

Alice Vanderport war wieder allein, und nun trat Minna herein, um ihre Herrin zu fragen, was zu Mittag gekocht werden sollte.

„Das ist mir ganz egal," erwiderte Alice ungeduldig, „ich wünsche jetzt nicht gestört zu werden."

Sie war in Nachdenken versunken. Wie hübsch das Armband war — und wie wertvoll! Sie war Kennerin in diesem Artikel und besaß selbst schon mehrere derartige kostbare Schmuckstücke, die sie bei ihren Gastspielen an großen Hoftheatern statt des Honorars erhalten hatte. Andere große Künstlerinnen, wenn sie ohne Honorar auftraten, ließen sich dafür einen Orden geben. Alice aber zog das Praktische vor.

Wenn es nun doch kein Irrtum war? Aber wer konnte dann dieser Unbekannte sein? Wie reich mußte er sein — und wie taktvoll! Der großen Künstlerin, die sonst die Männer verachtete, wurde es plötzlich ganz weich ums Herz.

Mitten in diesem Gedankengange wurde sie unterbrochen. Es hatte eben geschellt und abermals erschien nun Minna, um zu melden, draußen sei ein Herr, der das gnädige Fräulein sehr dringend zu sprechen wünsche. Sie hätte dem Herrn gesagt, das gnädige Fräulein wünsche nicht gestört zu werden, aber der Herr ließe sich nicht abweisen. Er käme von der Firma Weißenberg wegen des Armbandes, das vorhin an das gnädige Fräulein abgeliefert worden sei.

„Lassen Sie den Herrn herein!"

Kaum hatte Alice Zeit, ihr hochklopfendes Herz zu beruhigen,

denn sie erwartete nun des Rätsels Lösung, als die Tür sich öffnete und der Gemeldete erschien. Es war ein elegant gekleideter noch junger Mann, dessen besonderes Kennzeichen sein rötliches Kopfhaar war.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein," sagte er, und man merkte ihm eine gewisse Verlegenheit an, „ich komme von der Firma Elias Weißenberg —"

„Wegen des Armbandes?"

„Ich habe tausendmal um Entschuldigung zu bitten, aber es ist mit dem Armbande ein Irrtum passiert."

„Ein Irrtum? Das Armband ist also falsch abgegeben worden? Es ist gar nicht für mich?" fragte sie mit bewundernswerter Ruhe.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein. Der Irrtum ist nämlich auf folgende Weise geschehen —"

„Bitte, Sie brauchen mir gar nichts zu erklären," fiel die Künstlerin dem Abgesandten ins Wort. „Hier haben Sie das Armband!"

„Nochmals, mein gnädiges Fräulein, tausendmal Pardon!"

„Aber bitte!"

„Ich habe die Ehre!"

„Adieu!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Herr Meyer im Hotel Bristol erschien und nach dem Grafen Stillfried fragte, erhielt er zu seinem Erstaunen den Bescheid, der Herr Graf sei plötzlich abgereist. Sofort nahm Meyer ein Auto und fuhr zu Fräulein Vanderport. Aber dort mußte er erfahren, daß das Armband bereits von einem Kollegen von ihm abgeholt worden sei. Hatte Fräulein Vanderport ihm nicht gleich gesagt, daß es ein Irrtum sein mußte?

Elias Weißenberg Söhne warten noch heute auf die Bezahlung des Armbandes, das der großen Künstlerin ein so interessantes Rätsel aufgegeben hatte. H. Lee.

Fingierte Stummheit. — Im Lande des Spleens haben sich innerhalb des letzten Jahrzehnts mehrere Fälle ereignet, bei denen Mädchen, die mit vollkommen gesunden Sprechwerkzeugen

begabt waren, Stummheit simulierten, und zwar beide Male, um einen Mann zu bekommen.

Das erste Mal handelte es sich um eine nicht mehr ganz junge Liverpoolerin. Sie lernte in einem befreundeten Hause einen schon bejahrten Mann kennen, der ihr so gut gefiel, daß sie ihn zu heiraten wünschte. Sie hatte erfahren, daß er Witwer war, aber nicht abgeneigt sei, eine zweite Verbindung einzugehen. Nur hatte er von Anfang seiner Witwerschaft an erklärt, er würde sich zu diesem Schritte nur dann entschließen, wenn er eine Stumme fände, die ihn haben wolle, denn seine erste Frau sei tagaus, tagein keine Minute still gewesen und habe ihn fast zu Tode geredet.

Die Heiratslustige blieb von Stund' an stumm und die Verbindung kam zustande. Ihr Gatte lebte mit seiner „stummen" Frau sehr glücklich und hinterließ ihr sein ganzes großes Vermögen.

Der zweite Fall verlief etwas anders. Von zwei Zwillingsschwestern in Birmingham war eine stumm. Sie lernten einen Mann kennen, in den sich beide verliebten. Er aber liebte die Stumme, warb um sie und verlobte sich mit ihr. Als sie dicht vor der Hochzeit standen, starb die Braut gänzlich unerwartet.

Die beiden Mädchen, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen, wohnten ganz allein, und so spielte die übrigbleibende die Rolle der Verstorbenen, ließ für die andere den Totenschein auf ihren, der Lebenden, Namen ausstellen und zeigte dem in London wohnenden Bräutigam den Tod nicht seiner Braut, sondern seiner zukünftigen Schwägerin an. Infolge ihrer Ähnlichkeit mit der Verstorbenen merkte auch der junge Mann nichts von dem Betrug, und die sonst sehr Redelustige brachte es fertig, die Stummheit der Verstorbenen durchaus natürlich nachzuahmen. Die Hochzeit fand statt, und die jungen Gatten lebten sich gut miteinander ein.

Auf die Dauer konnte aber die glückliche junge Frau das ewige Schweigen doch nicht aushalten. Sie beendete die eine Täuschung durch eine zweite, indem sie ein Jahr nach der Hochzeit sich stellte, als gewinne sie nach und nach die Sprache wieder.

Ihr Mann war nun doppelt glücklich.

Eine unechte Stumme hat auch Amerika aufzuweisen. Hier war aber sowohl der Anlaß wie der Ausgang verschieden von den beiden englischen Vorkommnissen. In der Nähe von Boston sollte im Juli des Jahres 1852 der Liebesbund zweier junger Herzen durch die Hochzeit gekrönt werden. Die Braut war eine Miß Guilford, ein zwanzigjähriges Mädchen aus gutem Hause, der Bräutigam ein Mr. William Simpson, Lehrer im Orte. In letzter Stunde aber zogen die Eltern ihre Einwilligung zurück, weil in dem kleinen Städtchen plötzlich allerhand Ungünstiges über den Bräutigam gemunkelt wurde — wie sich später herausstellte durch grundlose Verleumdungen. Die Braut hing von ganzem Herzen an dem Lehrer und schwur ihren Eltern: „Laßt ihr mich ihn nicht heiraten, so will ich fünfzig Jahre lang kein Wort sprechen."

Man nahm die Drohung nicht ernst, sondern hob die Verlobung auf.

Miß Guilford hielt jedoch ihr Wort. Von Stund' an vernahm niemand mehr eine Silbe von ihr. Ihre Eltern starben, sie zog nach und nach von einem aus ihrem Geschwisterkreise zum anderen, machte sich überall nützlich, war überall gern gesehen; nur zum Sprechen war sie nicht zu bewegen.

An dem Tage, da sie eigentlich ihre goldene Hochzeit hätte feiern müssen, am 18. Juli 1902, versammelten sich all ihre Freunde und Verwandten um sie, weil sie Zeugen sein wollten, wenn sie ihrem Schwur gemäß wieder zu sprechen anfangen würde. Um zwei Uhr, der ursprünglich festgesetzten Stunde der Trauung, trat sie lächelnd in den festlich geschmückten Kreis, auch ihrerseits geschmückt mit den damals für sie angefertigten Brautgewändern, und machte den Mund auf, um die Anwesenden zu begrüßen.

Aber siehe da — auch nicht einen Ton konnte sie herausbringen! Die Stimmbänder, die so lange Jahre nicht gebraucht worden waren, versagten jetzt völlig den Dienst. Der Schreck machte sie krank, so daß der Arzt geholt werden mußte. Die Sprache konnte er ihr nicht zurückgeben. Das konnten auch die Bostoner Spezialärzte nicht, in deren Behandlung sie sich gab,

und so mußte sie sich darein ergeben, bis an ihr Ende das Mißgeschick weiter zu tragen, das sie vor einem halben Jahrhundert in Trotz und Ärger freiwillig über sich verhängt hatte. C. D.

Laufende Blätter. — Es gibt eine ganze Anzahl von Insekten, deren Zugehörigkeit zur Tierwelt auch einem scharfen Auge entgehen kann, weil sie aufs täuschendste in der Färbung und Form den Blättern oder sonstigen Pflanzenteilen gleichen, auf denen sie sich für gewöhnlich aufzuhalten pflegen. Erst



Photo. W. S. Berridge.

Ein Schmetterling, der einem Laubblatt gleicht.

wenn sie zu laufen beginnen, merkt man, daß man nicht ein Laubblatt, ein Blütenblatt, ein Borkenstück oder einen abgebrochenen und vertrockneten Zweig, sondern ein Tier vor sich hat.

Diese Anähnelung an die als Wohnsitz dienende Unterlage ist ein Schutzmittel gegen Feinde, die durch die Übereinstimmung von Insekt und Pflanzenteil irregeführt und von einem Angriff abgelenkt werden.

Erklärlich wird die Nachahmung pflanzlicher Gebilde durch Insekten durch die natürliche Auslese. Im Laufe der Zeiten wurden diejenigen Vertreter einer Art, welche von ihrem

Wohnsitz durch Färbung und Form auffällig abstachen, von ihren Feinden, wie Vögeln, in erster Linie erbeutet. Exemplare, die der Unterlage bereits etwas glichen, entgingen den Nach-



Schmetterlinge, die dem Blütenblatt einer Orchidee gleichen.

Photo. W. S. Berridge.

stellungen schon leichter. Sie übertrugen ihre schützenden Eigenschaften auf ihre Nachkommen, von denen einige dem Aufenthaltsort noch mehr als ihre Vorfahren ähnelten. Wieder blieben die geschützteren eher erhalten als die weniger geschützten,

und abermals hatten jene gewisse Nachkommen, bei denen die Übereinstimmung noch größer war. Durch die zahllose Wiederholung dieser natürlichen Auslese bildete sich allmählich der heutige Zustand heraus.

Die Formenverschiedenheit auf dem Gebiet der Nachäffung, wie man die Erscheinung genannt hat, ist ziemlich ansehnlich. So gleicht eine brasilianische Rindenwanze in den graugrünen Farbentönen und den scheinbaren Rissen und höckerigen Erhebungen völlig der Borke des Baumes, auf dem sie haust. Die Raupe unseres Holunderspanners täuscht ein vertrocknetes, braunes Zweigstück vor, ein ostindischer Schmetterling erweckt die Vorstellung eines dürren, graubraunen Blattes, das am Strauch sitzen blieb, und ein südamerikanischer Schmetterling gleicht in der Ruhestellung einem verwelkenden grüngelblichen Blatt, das angefressen ist. Unsere Bilder geben zwei Schmetterlinge wieder, von denen der erstere bis auf die Blattrippen mit einem grünen Laubblatt übereinstimmt, der zweite durch die eigenartige Form und seine gelbe und rote Farbe das Blütenblatt einer Orchidee naturgetreu nachahmt. Th. S.

Wie vor zweihundertfünfzig Jahren ein Verwalter angestellt wurde. — Einen kulturgeschichtlich interessanten Rückblick gewährt eine aus dem Jahre 1663 datierende „Bestallung" eines Gutsverwalters im Kurfürstentum Sachsen. Sie gibt ein anschauliches Bild von den Rechten und Pflichten eines solchen Beamten wenige Jahre nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges.

Sie lautet wortgetreu, mit nur einigen Abänderungen in der Schreibweise: „In nomine Jesu! Ich, Johann Georg v. Meußbach auf Frießnitz hiermit urkunde und bestimme, daß ich Johann Hesselbarthen, von Niederpöllnitz bürtig, über die mir von Gott bescherten Güter und meine anderweit habende Dorf- und Pfandschaften, zu einem Verwalter bestellet und angenommen habe, dergestalt, daß er zuvörderst gottesfürchtig mir und denen Meinigen treu, hold und gewahrsam sein, meinen Nutz und Bestes werben und befördern, dagegen aber Schaden, Schimpf und Nachteil seinem möglichsten Verstande nach wenden und verhüten, daß ihm untergebene Gesinde zu

fleißigstem Gebet und Arbeit anhalten, alles was ihm aufgetragen und anbefohlen, treulich, fleißig und nach seinem Vermögen unnachläßig verrichten, es betreffe solches meine Güter, die Bestellung und Besamung, das Getreydig, Saat und Ernte, Dreschen und Aufheben, Erb-Getreide und davon außenstehende Kapitalienzinsen, Wiesenwachs, Teiche, Gehölze, Pachtgeld von denen Mühlen, Schäfereien, vermieteten Fischwassern, Lehengeld und anderes mehr, in Summa er sich also erzeigen und beweisen soll, wie einem treuen, frommen und fleißigen Verwalter geziemet und oblieget und ich deßfalls in seine Person mein sonderliches Vertrauen gesetzt habe, auch damit er solchen allen fleißiger vorsein möge ohne meine Verlaubnis nicht verreisen, und von allen dem, so ihm anvertrauet wird oder er selbsten erfähret, auch bereits erfahren hat, ohne meinen Vorbewust und Willen niemanden das geringste eröffnen, sondern bis in seine Grube verschwiegen halten soll.

Weil er denn solches alles treulich inhalten mit einem leiblichen Eide beschworen, tue ich ihme nicht allein in dieser seiner Verwaltung möglichsten Schutz versprechen, sondern will ihm auch zu einer ordentlichen Jahresbestallung reichen und folgen lassen: fünfzig Gulden an Gelde, 12 Scheffel Korn, zweitauisch Gemäß, 5 Viertel Faß Bier (tut 15 Eimer), 1 halben Zentner Karpfen, einen Stein Hechte, ein jährig Schwein, ein Kalb, zwei Schöpse, zehn alte Hühner oder zwanzig Fullhühner, sechs Klaftern Scheit- und 12 Schock Reißholz. Und ist ihm nachgelassen von jedem Scheffel verkauften Getreidig 4 Pfennige vom Käufer zu empfangen. Hierüber wird ihm eine Kuh, so sein eigen, in Futter gehalten. Zu Kraut, Rüben, Lein und dergleichen soll ihm ein sechstel Feld eingeräumt werden. Und weil seine Verrichtungen etwas weitläufig, er auch hierzu zuweilen verreisen muß, soll ihm ein Klepper aus dem Stall, oder aber, wenn er sein eigen Pferd hält, zu dessen Verhaltung jährlich 20 Scheffel Haaber und vier Gulden zu Heu gegeben werden. Und hat er über dieses von allen Käufen, Lehenscheinen, Verzichten, Quittungen, Vormundschafts-Bestätigungen, Erbteilungen, Geburtsbriefen und dergleichen, so unter denen zuvor gesetzten Gütern gehörigen Untertanen und Lehenleuten

vorgehen, die gewöhnlichen Kopiales einzuheben. Und weil neben meinen Diensten er auch die Chur- und Fürstl. Steuern von meinen Untertanen in Ober- und Unter-Gerichten einnehmen und an gehörige Oerter überliefern muß, so soll er nicht Reste aufwachsen lassen, dadurch hernach die Untertanen ruiniret werden möchten, dargegen ihme die deswegen gebräuchlichen Gebühren gegönnet werden sollen.

Um desto besserer Nachricht willen ist diese Bestallung unter meiner Hand und Siegel ihm ausgestellt worden, am Tage Lichtmeß des 1663sten Jahres." v. E.

Die geheimnisvollen Briefe. — Nach dem polnischen Aufstand war ein erheblicher Teil des polnischen Adels nach Frankreich ausgewandert und lebte dort in einem meist recht bitteren Exil. In diesem Falle befand sich auch ein junger polnischer Graf, der sich in der Hauptsache mit Unterrichterteilen mühsam durchbrachte. Bei einem Pariser Postamte kam nun mehrere Jahre lang regelmäßig in den ersten Tagen des Quartals ein postlagernder Brief aus irgendeinem sibirischen Orte, bald aus diesem, bald aus jenem, an diesen jungen Mann adressiert. Der Pole erschien auch stets am Schalter, erhielt den Brief vorgelegt und sollte nun den sehr erheblichen Portobetrag — es handelte sich immer um mehrere Franken — zahlen. Langsam zog jedesmal der Pole seine Börse und besah sich währenddessen die Adresse. Merkwürdigerweise fand es sich dann aber immer, daß der Brief nicht für ihn bestimmt war. Die Adresse stimmte angeblich nicht ganz, ein Vorname war anders, kurz, der junge Mann gab das Schreiben immer zurück.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese seltsame, sich regelmäßig wiederholende Erscheinung schließlich eine Untersuchung veranlaßte. Wenn man die Briefe aber öffnete, so enthielten sie stets nur weißes, unbeschriebenes Papier. Die ganze Sache mußte geradezu rätselhaft erscheinen. Was war der Zweck dieser Briefe? Man verhaftete also kurzerhand beim nächsten Eintreffen eines solchen geheimnisvollen Schreibens den wieder am Schalter erscheinenden Polen, und nun bequemte sich dieser dazu, das Rätsel dieser Briefe zu lösen.

Er gehörte einer Familie an, deren sämtliche Glieder,

sein Vater, drei Brüder und zwei Oheime, infolge der Ereignisse während des Aufstandes nach Sibirien verbannt worden waren. Ihm allein war es gelungen zu entkommen. Da nun weder seine Verwandten noch er die Mittel zu einer Korrespondenz besaßen, die in jenen Zeiten noch außerordentlich teuer war, hatte man ein ebenso einfaches, als kluges Auskunftsmittel ersonnen. Jedes verbannte Familienmitglied schrieb ein Wort an der Adresse, so daß er, der ihre Handschriften genau kannte, beim bloßen Lesen der Adresse sofort wußte, daß alle seine Lieben noch am Leben waren. Aus dem Poststempel der Aufgabe erfuhr er überdies ihren jeweiligen Aufenthaltsort.

Die französischen Postbeamten waren sehr gerührt, aber die Fortsetzung dieser sonderbaren Korrespondenz konnten sie trotzdem nicht gestatten. O. Th. St.

Die Katastrophe von Para-Dschala. — Bereits im Jahre 1851, als die Ostindische Kompanie, damals noch die eigentliche Herrin des indischen Kolonialreichs, die erste Eisenbahn von Bombay nach Tanna bauen ließ, wurden ihr von seiten der eingeborenen Bevölkerung Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Fürchteten die Inder doch nicht mit Unrecht, daß die Herstellung eines Schienennetzes, das die schnelle Herbeischaffung von Truppen und Kriegsmaterial aller Art in das Innere des Landes gestattete, ihre letzte Hoffnung auf eine Befreiung von dem englischen Joch endgültig zerstören würde.

Zunächst war es fast unmöglich, die nötigen Arbeiter für jenen Streckenbau anzuwerben. Dann wurden später auch die fertiggestellten Teile des Schienenstranges nachts immer wieder aufgerissen und zerstört, Brücken verbrannt und die leitenden Ingenieure aus dem Hinterhalt niedergeschossen. Schließlich mußte die Ostindische Kompanie, um das Projekt überhaupt ausführen zu können, den Schienenweg Tag und Nacht durch Militär überwachen lassen. So kam es, daß die nur 32 Kilometer lange Strecke erst nach fast zweijähriger Bauzeit beendet werden konnte. Die scharfe Bewachung des Schienenstranges mußte aber noch jahrelang fortgesetzt werden.

Wer als treibendes Element hinter diesem gefährlichen,

offenbar sehr gut organisierten Widerstand gegen den Bahnbau gesteckt hatte, ist nie herausgekommen, obwohl nach dem Bericht des damaligen Generalgouverneurs von Indien, Earl Dalhousies, nicht weniger als dreiundvierzig Eingeborene allein wegen der Mordanschläge, die sie auf die Ingenieure verübt hatten, gehängt wurden, nachdem man ihnen vergeblich durch das Versprechen gänzlicher Begnadigung ein Geständnis abzulocken versucht hatte.

Schon zu jener Zeit gab es eben wie noch heute in Indien eine große Anzahl von Geheimgesellschaften, die lediglich das Ziel verfolgten, ihre Heimat von den fremden Eindringlingen zu säubern. Und Mitglieder einer solchen Vereinigung waren es auch zweifellos, die der Ostindischen Kompanie das Anlegen dieses ersten Schienenweges nach Möglichkeit zu erschweren wußten und auf deren Konto auch die furchtbare Katastrophe von Para-Dschala zu setzen ist.

Ein Jahr später wurde trotz dieser schlechten Erfahrungen der Bau einer zweiten Eisenbahnlinie von Bombay nach Manmad beschlossen. Im Mai 1854 hatten die Ingenieure die neue Strecke vermessen und abgesteckt, eine Aufgabe, deren Lösung wiederum nicht ohne allerlei unliebsame Zwischenfälle vonstatten ging. Dann begann die eigentliche Bauausführung. Das schwierigste Geländehindernis bot das Sinpangebirge, das man nicht umgehen, sondern durchschneiden mußte. Zu diesem Zweck war es nötig, den Para-Dschala, den Heiligen Berg, einen schlanken Bergkegel, auf dem sich ein uralter Hindutempel befand, zum Teil wegzusprengen.

Im Herbst 1855 hatte man die Arbeit so weit gefördert, daß die ersten Sprenglöcher in das Gestein des Para-Dschala getrieben werden konnten. Wir folgen bei der weiteren Schilderung der Ereignisse einem 1885 in London erschienenen Buche des englischen Ingenieurs Thomas Marling, eines der wenigen Überlebenden der Para-Dschala-Katastrophe.

„Vom 14. November 1855 ab verging keine Woche, in der wir nicht ein paar Mann durch heimtückische Kugeln verloren hätten. Wir lebten wie im Kriege, nur daß wir von unseren Gegnern höchst selten etwas zu sehen bekamen. Die wild-

zerklüftete Natur des Sinpangebirges kam unseren fanatischen Feinden sehr gelegen. Da gab es Schleichwege, von denen wir keine Ahnung hatten, weite unterirdische Höhlengänge, in denen die meuchlerischen Schützen wie Gespenster verschwanden. Das uns reichlich zugeteilte Militär half wenig. Am Tage hielt es uns die erbitterten Eingeborenen wohl vom Leibe, kam aber die Nacht, so kamen die Schrecken. Wir alle waren in kurzer Zeit in fast lächerlicher Weise nervös geworden. Rieselndes Erdreich, ein rollendes Steinchen trieb uns das Blut aus den Wangen. Gewiß, bisweilen glückte es uns auch, diesen oder jenen der braunen Bande abzufassen. Dann wurde kurzer Prozeß gemacht. Er wurde an dem Gerüst eines der Gesteinsbohrer aufgeknüpft. Tagelang ließen wir die Leichen dort baumeln, um die anderen abzuschrecken. Es half nichts. Jede Nacht dasselbe Spiel. Bald hier, bald da laute, in den Felstälern widerhallende Schüsse. Und zumeist waren wir die Leidtragenden bei der Partie.

Dabei blieb's jedoch nicht. Wir hatten über die beiden Quellflüßchen des Godawari zwei Brücken gebaut, zur Vorsicht schon in Eisenkonstruktion, da unsere Erfahrungen, die wir bei der Strecke Bombay—Tanna mit Holzbrücken sammeln durften, nicht gerade ermutigend gewesen waren. Eines Tages traf dann an unserer Arbeitsstelle die Nachricht ein, daß beide Brücken in einer Nacht in die Luft gesprengt worden waren, nachdem man die dort postierten Wachen, je fünf Mann und einen Unteroffizier, hinterrücks erschossen hatte. Das war ein harter Schlag für uns. Denn nunmehr waren wir für lange Wochen von der Küste so gut wie abgeschnitten und mußten außerdem die Arbeit am Para-Dschala vorläufig einstellen. Erst Anfang Dezember waren die Brücken wieder ausgeflickt, und der Tanz am Heiligen Berge konnte aufs neue beginnen. Die Westseite des Para-Dschala mußte auf eine Ausdehnung von etwa dreihundert Meter niedergelegt werden.

Unsere Widersacher blieben rührig wie vorher. Die ewigen Belästigungen durch pfeifende Kugeln hörten nicht auf. Über ganz Indien lagerte es ja damals schon wie eine drohende Gewitterwolke. Diese Anfeindungen, denen wir Eisenbahner

ständig ausgesetzt waren, bildeten sozusagen das warnende Grollen des Unwetters, das sich kaum sechs Monate später in Gestalt des großen Aufstandes über ganz Indien entladen sollte. Die Eingeborenen schlichen um uns herum wie mordgierige Katzen. Ihre Mienen waren freundlich, aber in ihren Augen brannte tödlicher Haß. Und die mutigsten, die fanatischsten und — ehrlich gesagt — die begeistertsten Vaterlandsfreunde von ihnen waren eben die, die nachts mit der modernen Feuerwaffe in der Hand unsern Schlaf störten und unseren Spaten unliebsame Arbeit zum Gräberauswerfen gaben.

Nachdem wir in der ersten Januarhälfte des Jahres 1856 genügend Sprenglöcher gebohrt hatten, um einen Felsvorsprung, den wir scherzend ‚die Nase' getauft hatten, als erstes Hindernis beiseite zu räumen, wurden die Zündschnüre gelegt und alles für den Morgen des 17. für die Sprengung bereitgemacht. Diese gelang vollständig. Die ‚Nase' war verschwunden. Nun ging es rüstig vorwärts. Anfang April hatten wir in dem Para-Dschala schon eine recht erhebliche Ausbuchtung freigelegt und auch bereits gegen zweihundert Meter Geleis eingefügt. Es galt jetzt nur noch die letzten siebzig Meter zu bewältigen. Diese gedachte unser leitender Ingenieur auf einmal zu erledigen. Hatten wir doch mit der Zeit so viel Neues hinsichtlich der Anlage der Sprengschüsse hinzugelernt, daß uns die Aufgabe gar nicht so riesengroß vorkam, wie es dem Laien scheinen mag. Es handelte sich nach unseren Berechnungen um ungefähr fünfzehnhundert Kubikmeter Gestein, die zu ‚bewegen' waren, wie der Fachmann sagt. Nicht weniger als achtzig Sprenglöcher, die meisten bis zu drei bis vier Meter Tiefe, wurden in den Heiligen Berg getrieben und dann im Laufe des 18. April mit Pulver gefüllt, wovon wir genau hundertundacht Zentner verbrauchten. Am folgenden Tage legte ich mit Hilfe zweier Kollegen die Zündschnüre und Pulverbahnen. Aber ein Regenguß, der am Abend einsetzte und einige Stunden andauerte, machte unsere ganze Mühe zuschanden. Die Zündschnüre waren durchgeweicht und die Pulverbahnen, die das gleichzeitige Explodieren aller Ladungen herbeiführen sollten, weggewaschen.

Dann brach der Unglückstag, der 19. April 1856, an. Die Nacht war kühl und sternenklar gewesen und ohne jede Störung verlaufen. Der Morgen brachte warmen Sonnenschein. Unsere Arbeiter sollten zuerst die über den Felsabhang verteilten Sprenglöcher nachprüfen, ob auch kein Wasser eingedrungen war. Der leitende Ingenieur und meine sieben Kollegen verließen gleichzeitig mit ihnen unser Lager, das etwa sechshundert Meter von der Baustelle entfernt war. Ich selbst verspätete mich etwas. Dies sollte meine Rettung werden. Denn als ich gerade aus dem Talgrunde emporstieg, erschütterte urplötzlich ein ungeheurer Krach die Luft. Gleichzeitig fühlte ich mich wie ein Federball hochgehoben und fortgeschleudert. Ich verlor die Besinnung und erwachte erst wieder nach Stunden in meinem Zelt. Mein rechter Arm war gebrochen, und an der Stirn klaffte mir eine große Wunde. Soldaten unseres Bedeckungskommandos hatten mich gefunden und fortgeschafft. Einer von ihnen war es auch, der den Verlauf dieser furchtbaren Katastrophe aus der Ferne mitangesehen hatte.

Aus seinen Angaben ging folgendes hervor: Als unsere Arbeiter und die Ingenieure bis dicht an die Sprengstelle gelangt waren, tauchte mit einem Male hinter einem Felsen ein Hindu auf, der eine brennende Fackel drohend um den Kopf schwang. Noch ahnte niemand etwas Böses. Da rief der Inder unseren Leuten ein paar Worte entgegen und stieß urplötzlich die Fackel auf die Erde. In demselben Augenblick schoß es wie feurige Schlangen über den Abhang hin, das Gestein wankte, Pulverdampf und Steinsplitter verfinsterten die Luft. Als es wieder klar wurde, bot sich den Augen der entsetzt herbeieilenden Soldaten, die in weitem Umkreise wie täglich Posten gestanden hatten, ein grauenvoller Anblick. Nicht einer von all den Menschen, die sich in der Nähe der Sprengstelle befunden hatten, war mit dem Leben davongekommen. Einhundertvierundzwanzig zum Teil bis zur Unkenntlichkeit zerfetzte Leichen lagen dort umher. Das Felsgeröll war weithin mit Blut bespritzt.

Der Para-Dschala hatte den fremden Eindringlingen den Weg freigegeben, aber unter welchen Opfern!"

So weit Thomas Marling, der glücklich diesem in der Geschichte des Eisenbahnbaues einzig dastehenden Attentat entrann. Dessen Urheber sind nie entdeckt worden, trotzdem der Generalgouverneur mit aller Energie und rücksichtsloser Strenge die Untersuchung betrieb, denn bereits am 10. Mai desselben Jahres brach der große indische Aufstand aus, der mit seinen Tausenden von Opfern das Blutbad von Para-Dschala schnell in den Hintergrund drängte. Der Bau der Bahnstrecke Bombay—Manmad wurde erst acht Jahre später wieder aufgenommen. Bis dahin hatte England alle Hände voll zu tun, um die rebellischen Völker Indiens niederzuzwingen. Am 5. März 1866 dampfte dann der erste Eisenbahnzug von Bombay nach Manmad ab. Auf Befehl des Vizekönigs hielt er am Para-Dschala, und in würdiger Weise wurde eine dort in die Felswand eingelassene Erztafel enthüllt, die die Aufschrift trägt: „Zur Erinnerung an den 19. April 1856". W. K.

Aus einer Mönchrepublik. — Einzig in ihrer Art ist die Mönchrepublik auf dem Bergmassiv des Athos und der zugehörigen Landzunge, die als der östlichste der drei Finger der Halbinsel Chalcidice in das Ägäische Meer hinausgreift. Bis jetzt zahlte diese große Mönchvereinigung noch einen Tribut an die Türkei. Infolge des Balkankrieges beabsichtigten aber Rußland und Griechenland, auch dieses lockere Abhängigkeitsverhältnis aufzuheben und für die Mönche völlige Selbständigkeit herbeizuführen.

Nicht weniger als 20 Klöster, 11 Mönchdörfer, 250 Zellen und 150 Einsiedeleien sind über den bis zu 1935 Metern aufsteigenden Athos und sein von prächtigen Laubwäldern, üppigen Wiesen und fruchtbaren Obstgärten bedecktes Hinterland verstreut. Der Nationalität nach sind die Mönche Griechen, Bulgaren, Serben und Russen. Das ganze Gebiet wird von ungefähr 3000 Mönchen und Einsiedlern bewohnt.

Die Klöster wurden in der Zeit von 970 bis 1385 erbaut. Den Russen gehört eines der schönsten Klöster, Vatopädi. In ihm blühte im 18. Jahrhundert eine gelehrte Akademie, die besonders durch den Korfioten Eugenius Bulgari gehoben wurde. Er versammelte gegen 200 Schüler um sich. Jedoch

wurde er wegen seiner philosophischen Anschauungen gezwungen, sein Amt niederzulegen, und die Akademie wurde aufgelöst.

Die russischen Mönche in Vatopädi stehen unter einem Abt, dem Hegumenos. Sie erhalten alle ihre Bedürfnisse vom Kloster geliefert. Ihre Mahlzeiten bestehen nur aus Gemüse, Brot und Wasser. Der Genuß von Fleisch ist verboten. Der



Russische Mönche vom Kloster Vatopädi auf dem Athos.

Gottesdienst dauert für gewöhnlich sechs, an Festtagen zwölf Stunden. In der Mußezeit beschäftigen sich die Mönche mit Ackerbau und Gartenarbeit; auch schnitzen sie Heiligenbilder.

Vatopädi hat in Rußland große Besitzungen, die von Mönchen verwaltet werden. Die Einkünfte werden an das Kloster abgeliefert.

Kürzlich brach in Vatopädi zwischen dem Hegumenos und den Mönchen wegen einer religiösen Frage ein Streit aus, der sich so zuspitzte, daß der Hegumenos das Kloster verlassen mußte. Th. S.

Das Lampenfieber, dieser oft ins Lächerliche gezogene Erregungszustand mancher Künstler und der meisten anderen Sterblichen vor einem öffentlichen Auftreten, ist, wie der Turiner Professor Mosso durch langjährige Beobachtungen und verschiedene Versuche festgestellt hat, tatsächlich als eine besondere Krankheitsform anzusehen, die durch Störungen im Blutkreislauf entsteht und in ihren Einzelerscheinungen einem wirklichen Fieberanfall vollständig gleichkommt.

In einer Turiner Theaterschule fand der genannte Gelehrte die beste Gelegenheit, die Schüler bei den Aufführungen auf ihr jeweiliges körperliches Befinden zu untersuchen. Bei den meisten Anfängern stellte er schon vor der Vorstellung eine Vermehrung der Pulsschläge um etwa ein Drittel fest. Sofort nach der Vorstellung hatte der Puls der meisten eine Frequenz von über 130 Schlägen in der Minute, ebenso war auch die Körpertemperatur regelmäßig bis auf 38 Grad gestiegen. Im Verein mit der trockenen Haut und der unnatürlichen Rötung des Gesichts ergab dies das vollständige Bild leichter Fiebererkrankungen.

Erst nach häufigem Auftreten verloren sich diese Erscheinungen bei einem Teil der Schüler vollständig, während durchschnittlich zwei Drittel das Lampenfieber niemals überwanden. Bei einigen steigerte es sich sogar von Aufführung zu Aufführung derart, daß sich infolge der wachsenden Erregungszustände Gedankenflucht, Stottern und sogar gänzliches Versagen des Gedächtnisses einstellten.

Der Gelehrte ging noch weiter und beauftragte einige seiner Schüler, an seiner Stelle die Vorlesungen abzuhalten. Hierbei fand er, daß einer dieser jungen Leute schon vor dem Betreten des Hörsaals 116 Pulsschläge, nach Abhalten der Vorlesung sogar 139 hatte. Ein zweiter hatte eine Minute vor seinem ersten öffentlichen Vortrag Fieber mit 136 Pulsschlägen und 37,8 Grad Körperwärme, nach Beendigung 160 Schläge und 38,7 Grad.

Umgekehrt konnte Professor Mosso aber auch konstatieren, daß bei Leuten, die keine Neigung zu Lampenfieber zeigen, sogar eine Abnahme der Pulsschläge zu beobachten ist. Das

beste Beispiel hierfür bietet der italienische Abgeordnete Ferri, der vor, während und nach einer Parlamentsrede nur 36 bis 58 Pulsschläge gegen 68 bis 73 seiner normalen Anzahl hatte. Dabei macht der berühmte Redner auf der Tribüne stets den Eindruck, als ob jedes seiner Worte einem leidenschaftlich erregten Geiste entspränge. Erinnert sei hier daran, daß schon Professor Schweninger, der Leibarzt Bismarcks, ähnliches bei diesem feststellte. Bismarck hatte eine außergewöhnlich hohe Pulszahl, 83 bis 85, die sich jedoch bei großer geistiger Anspannung, so hauptsächlich während sehr lebhafter Parlamentsdebatten und längerer Reden, bis auf 73, die normale Durchschnittszahl jedes erwachsenen Mannes, verringerte.

Auch bei Napoleon I., der ohnehin nur die anormal niedrige Pulsfrequenz von 45 bis 48 Schlägen in der Minute hatte, wurde von seinem Leibarzt Hervieux ähnliches beobachtet. So schrieb Hervieux: „Wie seltsam die Herztätigkeit des Kaisers von starken Aufregungen beeinflußt wurde, zeigte sich mir am deutlichsten nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig. Als Napoleon die Nachricht von dem Eindringen der Verbündeten in die Mauern der heiß umkämpften Stadt erhielt und er nun einsah, daß er das ungeheure, tagelange Ringen verloren hatte, überlief ein minutenlanges Zittern seine Gestalt. Wir standen damals auf einem Hügel, von wo aus deutlich die Flammen der brennenden Vorstädte sichtbar waren. Der Kaiser wies mit der Hand nach jener Richtung hin und sagte dumpfen Tones: ‚Alles vergeblich!‘ Dann ließ er sich sein Pferd vorführen und stieg in den Sattel. Ich merkte, daß sein ganzer Körper wiederum von einer furchtbaren Erregung hin und her geschüttelt wurde. Ängstlich geworden bat ich ihn, ihm den Puls fühlen zu dürfen. Er streckte mir die Rechte hin, wobei ein Lächeln über sein Gesicht glitt. ‚Es wird nicht anders sein als sonst,‘ meinte er. Wirklich hatte er auch in diesem Augenblick, wo er seinen Thron zum ersten Male erschüttert sah, nur 39 Pulsschläge.“ W. K.

Von der Schärfe des Sehvermögens der Raubvögel kann der Mensch mit seinen verkümmerten Sinnesorganen sich kaum eine Vorstellung machen. Während Gehör und Geruch bei

den gefiederten Räubern nicht über das Normale ausgebildet sind, besitzen ihre Augen eine Sehstärke, die nach den Beobachtungen des Pariser Zoologen Vaular die eines mit vorzüglichen Augen ausgestatteten Menschen etwa um das Zwanzigfache übertrifft.

Der genannte Forscher hat in seiner Schrift „Der Raubvogel und sein Schutzorgan“ ein reiches Material von Erlebnissen aus aller Herren Ländern gesammelt. „Die peruanischen Bauern,“ heißt es an einer Stelle, „pflegen Adler, Geier und kleinere Raubvögel, die ihrem Viehstande schädlich werden können, auf folgende Art zu jagen. An einem besonders klaren Tage werden auf einem freien Felde ungefähr fünfzig Meter von einer durch Gesträuch verdeckten, niedrigen Hütte die Eingeweide von Rindern, Schafen usw., kurz alles, was man gerade an größeren Fleischabfällen zur Hand hat, vergraben und zwar so, daß nachher die Erde über der Grube wieder glatt eingeebnet wird. Läßt man nämlich das Gescheide offen auf dem Boden liegen, so kann man vergeblich stundenlang auf einen der sehr argwöhnischen Vögel warten. Die Arbeit des Eingrabens müssen mindestens sechs Personen besorgen. Während sich dann fünf nachher entfernen, verbirgt sich der sechste, der eigentliche Jäger, in der Jagdhütte. Würde man diese Vorbereitungen mit Hilfe von nur zwei oder drei Personen treffen, so bliebe der Erfolg ebenso aus, als wenn man die Fleischabfälle nur auf den Boden wirft.

Hierfür gibt es meines Erachtens nur eine Erklärung: Die Raubvögel, die in unendlichen Höhen im Äther schweben und alle Vorgänge auf der Erde genau verfolgen, haben sehr bald gesehen, daß an der bewußten Stelle reichliche, unschwer zu erlangende Nahrung verscharrt wird, und beobachten daher das Tun und Treiben der sich dort hin und her bewegenden Menschen besonders genau. Handelt es sich hierbei vielleicht nur um drei Personen, von denen schließlich nur zwei den Platz wieder verlassen, dann merken die Vögel das Fehlen der einen Person sehr wohl, wodurch ihr Argwohn sofort rege wird, so daß sie sich hüten, auf den lockenden Köder herabzustoßen. Ich möchte daher nach meinen Erfahrungen geradezu

behaupten, daß die gefiederten Räuber und so wohl auch die meisten übrigen Vögel außerstande sind, eine Gruppe von Menschen, deren Zahl über fünf beträgt, auf ihre Anzahl hin zu schätzen, während ihnen dies bei nur vier Personen noch möglich ist. Anders ausgedrückt: Die Vögel können höchstens bis vier zählen. Jede darüber hinausgehende Anzahl von Menschen oder Gegenständen verschmilzt für sie zu einer ihrer Zusammensetzung nach nicht mehr zu zerlegenden Gruppe.

Viermal war mir Gelegenheit gegeben, diese Jagdmethode persönlich auszuprobieren. Regelmäßig habe ich dabei, während meine Begleiter das Gescheide eingruben, mit einem guten Glase den Himmel abgesucht, um die Anwesenheit etwaiger Raubvögel festzustellen, was mir aber nur zweimal gelang. Im übrigen schien, soweit meine bewaffneten Augen reichten, der Äther ausgestorben zu sein. Schien — denn kaum hatte ich nachher etwa eine Viertelstunde in der Jagdhütte gesessen, als auch schon mit leisem Rauschen der erste geflügelte Räuber, bald ein Adler, bald ein Geier, sich wenige Meter von dem verscharrten Gescheide niederließ und sich dann vorsichtig der Stelle näherte. Meist folgte dem ersten Vogel umgehend ein zweiter, bis dann im Verlaufe von weiteren zehn Minuten stets acht bis zehn Tiere der verschiedensten Arten versammelt waren, unter denen ich mir in aller Ruhe ein Opfer für meine Kugel auswählen konnte. In kurzer Zeit hatten die Vögel die Erde über dem Aase fortgekratzt und begannen krächzend und sich streitend ihr ekles Mahl, bis der Knall meiner Büchse die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme des erlegten, für alle Zeiten verscheuchte. Nie werden Raubvögel einen solchen Hinterhalt, der einem der Ihren das Leben kostete, zum zweiten Male aufsuchen. Die Peruaner, besonders aber die viehzuchttreibenden Indianer an den Westabhängen der Anden, pflegen daher auch mit Schrotflinten sehr großen Kalibers, deren Ladung aus gehacktem Blei besteht, unter die versammelten Vögel zu schießen, wobei sie dann meist drei bis vier Tiere derart verletzen, daß sie nicht abstreichen und leicht vollends getötet werden können."

In dem die europäische Raubvogelwelt behandelnden



Kapitel berichtet der französische Zoologe über den über ganz Europa verbreiteten Habicht folgendes: „Auf dem Landsitz eines Bekannten in der Nähe von Paris machten wir auf meine Veranlassung hin einige Male ein etwas grausames Experiment, um die Sehschärfe des Habichts, der in der dortigen Gegend ziemlich häufig ist, zu erproben. Wir begaben uns auf ein abgeerntetes Feld und ließen dort zunächst einige Tauben in längeren Abständen aufsteigen. Die Tauben kehrten stets, sich der ihnen drohenden Gefahr wohl bewußt, in pfeilschnellem Fluge niedrig dahinstreichend, zu ihrem nahen Stalle zurück. Dann suchten wir mit unseren Gläsern den Himmel ab. Bemerkten wir einen in der Höhe kreisenden Habicht, so führten wir das Experiment nicht zu Ende. Nur wenn wir nirgends eine Spur des gefährlichen, windschnellen Gesellen entdeckten, gaben wir die letzte unserer Tauben frei, der wir vorher die Flügel zusammengebunden hatten, so daß sie nur etwa einen Meter vom Boden hochflattern konnte. Sodann faßten wir in einem nahen Wäldchen Posto und warteten das weitere ab. Nie vergingen mehr als fünf Minuten, bis ein Habicht urplötzlich über der ängstlich flatternden Taube auftauchte, erst langsam in immer enger werdenden Kreisen sich herabwand und schließlich wie ein losgeschnellter Pfeil auf sein Opfer herabstieß. Der Raubvogel hatte also zweifellos aus einer Höhe, in die sogar unsere bewaffneten Augen nicht zu dringen vermochten, zuerst das Auffliegen der ersten Tauben bemerkt, uns dann weiter beobachtet und so auch sein gefesseltes Opfer erspäht." W. K.

Eine Königin als erste Perückenmacherin. — Ludwig der Heilige, König von Frankreich, ist der Schutzpatron der Perückenmacher. Als nämlich der Monarch von dem sechsten Kreuzzuge (1248—1254), den er angeführt hatte, nach seinem Lande zurückkehrte, war er ein Kahlkopf. Eine Krankheit in dem mörderischen Klima Afrikas hatte ihm seinen ganzen Haarschmuck geraubt. Künstliche Perücken gab es damals noch nicht, Mutterliebe aber macht erfinderisch. Des Königs Mutter, Königin Bianka von Kastilien, konnte die Entstellung ihres Sohnes nicht mitansehen. Sie ersuchte jeden ihrer Höflinge,

der Haare von der Farbe Ludwigs besaß, um eine Locke von seinem Haupt, die ihr natürlich mit stolzem Eifer gespendet wurde. Eigenhändig nähte sie nun ein Haar nach dem anderen auf eine feine Stoffkappe und brachte so die erste Perücke zustande, die denn auch ihren Zweck ganz gut erfüllte, wenn sie auch gewiß noch viele Mängel an sich gehabt hat. Der erste Träger dieses neuen Kopfschmuckes und zugleich der erste Kunde der ersten Perückenmacherin, eben der heilige Ludwig, wurde deshalb von der sich später bildenden Zunft der Perückenmacher zu ihrem Schutzpatron ernannt. C. D.

Sechs Stunden von Potsdam. — Die preußische Gardelandwehr stellte im Deutsch-Französischen Kriege öfters die Ehrenwachen beim König und beim Generalstabe und vertrieb sich in den Mußestunden gern die Zeit durch theatralische Vorstellungen.

Auch Moltke wohnte mit seiner Umgebung eines Abends einer solchen Aufführung bei, unterhielt sich köstlich und ließ sich schließlich einen Unteroffizier vorstellen, der in einer Person Dichter, Hauptdarsteller und Regisseur war. In streng dienstlicher Haltung, die Hände an den Hosennähten, trat der Mann mit ernstem Gesichtsausdruck an den General heran.

„Ihre Vorstellung war sehr nett. Wie heißen Sie denn?“ fragte Moltke gütig.

„Zu Befehl, Exzellenz — Schulze.“

„Wo sind Sie denn her?“

„Sechs Stunden von Potsdam, Exzellenz,“ lautete die Antwort.

Moltke lächelte und fragte weiter im Potsdamer Dialekt: „So — sechs Stunden von Potsdam? Wie heeßt denn det Nest?“

„Berlin, wenn Sie et noch nich kennen sollten, Exzellenz!“

Der Feldherr und sein ganzer großer Generalstab brachen in lautes Lachen aus über die mit unerschütterlich dienstlichem Ernst abgegebene Antwort des militärischen Komikers. O. v. B.

Weihnachtsnarzissen. — Die Blumenzwiebelzüchtereien in Holland sind in den letzten Jahren bestrebt gewesen, nicht nur die alten Zwiebelarten zu vervollkommnen und ihnen

in Farbe und Form ein neues Gewand zu geben, sondern sie haben auch Blumen herangezogen, die bereits im Frühwinter ihren Flor entfalten. Dahin gehören auch die Weihnachtsnarzissen.

Die Weihnachtsnarzisse gehört zu den sogenannten Trom-



Weihnachtsnarzisse.

petennarzissen, die wegen ihrer großen Blütenform und ihrer leuchtenden Farbe sich der besonderen Beliebtheit der Gartenfreunde erfreuen. Die Weihnachtsnarzisse ist von hellprimelgelber Farbe und setzt mit ihrem Flor bereits Ende Dezember bis Mitte Januar ein. Als Gartenpflanze blühen ihre Blumen

von allen zuerst. Auf Beeten halten sie im Winter ohne jede Deckung aus. Will man aber gleichwohl sicher gehen, so genügt ein leichter Schutz von trockenem Laub. Will man sie im Topfe und im Zimmer im Frühwinter zur Blüte bringen, so füllt man im Herbst Töpfe oder Schalen mit lockerer leichter Erde, Sand oder Torfmull bis an den Rand und drückt sie mäßig an. Sodann macht man in der Mitte ein der Größe der Zwiebel entsprechendes Loch, legt auf seinen Boden etwas Sand, setzt die Zwiebel auf, drückt sie ein wenig an, so daß der Kopf mit dem Rande des Topfes in gleicher Höhe ist und füllt nun die Erde darum mäßig auf, daß ein etwa ein Zentimeter hoher Rand zum Gießen übrig bleibt. Die benützte Erde muß mäßig feucht sein. Dann stellt man den Topf an einen kühlen und dunklen Ort. Haben die Wurzeln die Topferde ganz durchzogen, so kommen die Töpfe, in denen der Keim bereits aus dem Zwiebelkopf hervorgetreten ist, zum Antreiben, das heißt sie werden im Zimmer untergebracht. Zuerst werden sie kühler gestellt und nach acht bis zehn Tagen ans Fenster des Wohnzimmers gebracht. Zunächst deckt man kleine Häubchen von Pappe oder Papier darüber und gießt regelmäßig. —dt.

Cartouche in Deutschland. — Der berühmte französische Gaunerhäuptling Louis Dominique Cartouche (geboren 1693 in Paris, daselbst 1721 gerädert) hat, was weniger bekannt ist, als die französische Regierung einen Preis von hunderttausend Franken auf seinen Kopf gesetzt hatte, eine Gastspielreise nach Deutschland unternommen, die ihn nach Wien, Dresden und Leipzig führte.

In Wien machte Cartouche, der mit Hilfe von gefälschten Empfehlungsschreiben als französischer Marquis auftrat, die Bekanntschaft eines Grafen v. Schönfeld, der den vornehmen, geistreichen Fremden in seinen Zirkel zog, wo dieser durch seine glänzende Unterhaltungsgabe bald der Liebling der Damen wurde. Eines Tages weilte man in großer Gesellschaft auf dem Landsitze des Grafen. Cartouche hatte seine Equipage und seine Dienerschaft, die aus seinen besten Genossen bestand, bereits insgeheim nach Dresden vorausgeschickt; nur sein „Kammerdiener“ weilte bei ihm. Mit diesem

erschien er gut beritten im gräflichen Schloß. Cartouche war an diesem Tag in glänzender Laune und unterhielt die vornehme Gesellschaft, die ein Vermögen in Gold und Edelsteinen an sich trug, von seinen eigenen Heldentaten. Man erging sich in bewundernden Ausdrücken über die Verschlagenheit dieses kühnen Verbrechers.

„Er ist ein Zauberer," sagte Cartouche. „Ich selbst war Zeuge, wie er in einer Gesellschaft sich eine große Anzahl Ringe, Hals- und Armbänder, Uhren usw. geben ließ, dieselben in seinen Hut tat, sich in ein Nebenzimmer einschließen ließ und von dort durch die Türe alle Schmuckgegenstände wieder ihren Besitzern zustellte. Einem meiner Freunde hat er das Geheimnis dieses Kunststückes offenbart. Darf ich es Ihnen zeigen?"

Er ergriff seinen mit einer wundervollen Diamantagraffe verzierten Hut und sammelte die wertvollsten Kolliers, Ringe und Uhren ein, die man lachend dem Freund des Grafen anvertraute. Dann ließ er sich in einem Nebenzimmer einschließen, nachdem er der Gesellschaft angekündigt hatte, das Kunststück beanspruche nur zehn Minuten Geduld. Man wartete anstandshalber fünfzehn Minuten, die Cartouche vortrefflich benützt hatte. Eine seidene Strickleiter kündete der Gesellschaft das Geheimnis des Kunststückes Cartouches an, der auf schnellem Roß in dieser Nacht einen solchen Vorsprung gewann, daß er die Verfolger weit hinter sich ließ.

Einige Wochen später tauchte er in Dresden und dann in Leipzig auf. Hier fuhr er in später Abendstunde vor dem Gewölbe eines reichen Juwelenhändlers vor, dessen Leute gerade im Begriff waren, das Gewölbe zu schließen. Der Besitzer wollte den vornehmen Fremden, der für tausend Taler Juwelen kaufte, nicht abweisen und machte ihn so nicht nur mit seinen Vorkehrungen gegen Einbrecher, sondern selbst auch scherzend mit einem kleinen Hund bekannt, den er Cartouche als seinen treuesten und tüchtigsten Wächter vorstellte.

Zehn Tage später erhielt der Juwelier einen gewichtigen Wertbrief aus Dresden, der Wappen und Unterschrift eines bekannten russischen Fürsten trug. Der Fürst benachrichtigte ihn, daß er, da er sein Haus als solid kenne, einen Koffer mit

Pretiosen ihm mit der Bitte übersenden werde, ihm denselben bis zu seiner Ankunft in Leipzig in seinem feuersicheren Gewölbe aufzubewahren. Zum Zeichen seines Dankes sende er anbei vorläufig einen Ring. Der Ring war kostbar. Er war der einzige, den Cartouche noch von seinem Gastspiel im Schlosse des Grafen Schönfeld übrig hatte.

Eine Woche später wurde der angekündigte Koffer, ein mit Eisenbändern und großen Vorlegeschlössern versehenes schweres Monstrum, von „Postknechten" gebracht und von dem durch die Gnade und das Vertrauen des russischen Fürsten ganz betörten Juwelier angenommen. Seine Leute machten sich über das Ungeheuer lustig und bezweifelten dessen Inhalt, den man doch untersuchen sollte, wie einer riet. Der Juwelier machte diesen Witzeleien ein Ende, indem er Befehl gab, das Gewölbe zu schließen und den Hund hereinzulassen, der sich über sein bereitstehendes Fressen hermachte. Einige Stunden später vernahm ein über dem Gewölbe schlafender Diener das wütende Gebell des Hundes. Er alarmierte sofort seine Kameraden und seinen Herrn. Das Hündchen bellte und schnüffelte um den Koffer herum und war auf keine Weise zu beruhigen. Da die Sache verdächtig schien, machte einer den Vorschlag, den geheimnisvollen Koffer aufzubrechen. Da repetierte eine Taschenuhr deutlich die zwölfte Stunde aus dem Koffer. Alle lachten über das wütende Gebell des Hundes, und beruhigt ging man schlafen. Es waren also Uhren in dem Koffer, deren Repetieren den Hund alarmiert hatte!

Eine Stunde später entstieg Cartouche dem Koffer. Das Bellen des Hundes beunruhigte jetzt niemanden mehr. Der kühne Räuber tötete sofort den Hund und plünderte das Gewölbe so gründlich aus, daß ihm für mehr als hunderttausend Taler Schmuck und Edelsteine in die Hände fielen. Einige Wochen später war er in Amsterdam, wo er seinen Raub versilberte; von dort begab er sich wieder nach Paris zurück. Als hier seine Wiener und Leipziger Verbrechen bekannt wurden, erkannte man sofort den Löwen an seinen Krallen. W. F.

Eines der sinnigsten Geschenke, die je gemacht wurden, war das Geschenk des Großherzogs Georg Friedrich von Meck-



lenburg-Strelitz an Goethe, als dieser im Jahre 1825 die Feier seines fünfzigjährigen Aufenthaltes in Weimar beging. Der gemütvolle Fürst gab seinem Geschäftsträger in Frankfurt am Main Auftrag, ein Stück von der längst verkauften Wirtschaft des Goetheschen Hauses zu beschaffen, das geeignet sei, in dem greisen Dichter eine lebhafte Erinnerung an seine schöne Jugendzeit zu erwecken.

Dem Beauftragten gelang es, die große alte Schlaguhr mit dem stattlichen Gehäuse zu erwerben, die in der Familienstube des Ratsherrn Goethe zu Frankfurt gestanden hatte. Sie wurde nach Weimar geschafft und abends vor dem Jubeltage, ohne daß Goethe es ahnte, in sein Haus gebracht. Der treue Diener Friedrich stellte sie, während der Dichter schlief, in den kleinen Vorraum des Schlafzimmers.

Um fünf Uhr des Morgens pflegte Goethe aufzustehen; auf ein paar Minuten vor fünf wurden die Zeiger der alten Uhr gestellt. Im richtigen Augenblick sollte der Diener den Pendel in Bewegung setzen.

Goethe war eben erwacht. Plötzlich hebt im Vorzimmer das sonore Schlagwerk der Uhr aus, und durch die tiefe Stille tönt ein lang aussummender Schlag. Der Dichter horcht, noch halb im Schlafe. Träumt er, daß er im Elternhause sei und die Uhr ihn mahne, sich zu erheben?

Wieder klingt der Ton an sein Ohr. Nein, das ist kein Traum! Goethe richtet sich in seinen Kissen auf; er fühlt, daß er wacht. Ein dritter Schlag folgt, ein vierter, ein fünfter. Der Dichter läßt ihn verklingen; er lauscht begierig dem Auszittern der Tonwelle.

Dann aber zieht er die Klingel, und als der längst wartende Diener eintritt, ruft er ihm in jubelndem Erstaunen zu: „Aber Friedrich, was war denn das? Ich hörte eben die Uhr aus meinem Elternhause schlagen."

Der Diener nickte lächelnd und wies mit der Hand nach dem Vorzimmer. „Die Uhr steht wirklich da, Exzellenz!" sagte er.

Mit einem Sprung ist der rüstige Greis aus dem Bett und eilt ins Vorzimmer. Da sieht er die Uhr aus dem Elternhause am Hirschgraben in Frankfurt vor sich. Feucht schimmern

seine großen blauen Augen, und lange bleibt er vor der Uhr stehen und horcht auf ihr gravitätisches Ticktack, auf diesen Herzschlag des Elternhauses. H. W.

Giftjagd. — Unserer Damenwelt, die sich nur zu gern mit kostbarem Pelzwerk schmückt, dürfte kaum bekannt sein, auf welch besondere Art und Weise ein großer Teil der natürlichen Lieferanten des vielbegehrten Rauchwerks erlegt wird, damit die Felle ganz unbeschädigt bleiben und ihren seidigen Glanz in voller Stärke behalten.

„Die Ansicht, daß die meisten Pelztiere in Fallen gefangen werden, ist überaus irrig," sagte Doktor Akimoff, der zwei Winter hindurch die sibirischen Jagdreviere bereist hat. „Die von den großen Pelzgeschäften in die nördlichen Einöden entsandten Jäger pflegen nur in der ersten Zeit, sozusagen als Neulinge ihres Handwerks, sich der Tellereisen und der Kastenfallen zu bedienen. Sehr bald eignen sie sich jene Jagdmethode an, wie ich sie bei den Tungusen, Jakuten und den an der Kältegrenze hausenden Kirgisenstämmen gefunden habe. Diese hat vor allen übrigen Fangarten nach übereinstimmender Ansicht aller Jäger, mit denen ich auf meinen Wanderzügen zusammentraf, den großen Vorteil, daß dabei auch nicht ein einziges Fell verdorben wird. Gerät ein Tier zum Beispiel in ein Tellereisen, so wird es regelmäßig bei seinen verzweifelten Befreiungsversuchen sein Haarkleid an den Kanten des eisernen Fanggerätes mehr oder weniger scheuern, wodurch der Pelz erheblich an Wert verliert. Nicht viel besser verhält es sich mit den Kastenfallen, die man für die kleinsten Pelzträger, wie Hermelin, Zobel und Nerz benützt. Jedes darin festgehaltene Tier sucht sich mit Krallen und Zähnen durch das Holz einen Ausweg zu bahnen, rast in seiner Todesangst in dem engen Behälter umher und verdirbt hierbei sein kostbares Haarkleid sehr häufig derart, daß der Pelz nur noch als Ware zweiter Güte in den Handel gebracht werden kann.

Alle diese Nachteile vermeidet man bei der sogenannten Giftjagd, die unter den sibirischen Jägervölkern schon seit undenklichen Zeiten üblich ist. Es handelt sich nicht etwa um eine bloße Tötung der Tiere durch ein schnellwirkendes Gift, sondern

um eine fraglos erst nach längeren Versuchen ausgeklügelte Methode, die vierbeinigen Pelzträger zu lähmen und zwar durch ein Mittel, das nicht wie die meisten übrigen Gifte den Balg glanzlos macht und späteren Haarausfall herbeiführt. Dieses Mittel besitzen die Eingeborenen Sibiriens in dem süßlichen Safte der Wurzel des sogenannten Buscheppastrauches, der hauptsächlich auf Moorboden wächst, aber nicht allzu häufig ist. Der Saft der Buscheppa trocknet an der Luft zu kleinen, harzigen, völlig geschmacklosen Klümpchen zusammen und wirkt ähnlich wie das bekannte Kurare, das Pfeilgift der südamerikanischen Indianer, das heißt, er lähmt, sobald er auch nur in ganz geringen Mengen in die Blutbahn gerät, die Bewegungsnerven, ohne jedoch sofort zu töten.

Hat man es nun auf die kleinsten Pelztiere abgesehen, so werden kleine Fleischstückchen durch an beiden Seiten angespitzte, unsichtbare Eisenstacheln zusammengeheftet. In die Mitte dieses Köders steckt man geringe Mengen des Giftes. Die so zurechtgemachten Brocken läßt man dann, um den Geruch der menschlichen Hände, durch den das Raubzeug leicht abgeschreckt wird, zu vertreiben, einige Zeit in Tierblut liegen, worauf die Fleischstückchen mit Stäbchen herausgefischt und in einen gleichfalls mit Blut ausgeschmierten Lederbeutel getan werden. Sodann wartet der Jäger einen frostklaren Tag ab, an dem Schneefall nicht zu befürchten ist, und begibt sich mit dem Köderbeutel frühmorgens in sein Revier, wo ihm die Standorte und die Wechsel der Pelztiere genau bekannt sind. Dort werden an den aussichtsreichsten Plätzen oft gegen sechzig solcher Giftbrocken, wieder mit Hilfe von Holzstäbchen, ausgelegt.

Der Erfolg der Jagd hängt nun ganz von der Beständigkeit der Witterung ab. Bleibt der Himmel den Tag und die nächstfolgende Nacht über klar, so steht gute Beute in Aussicht. Schneit es dagegen, dann ist meistenteils die Mühe umsonst gewesen, ja der Jäger wird dann nicht einmal seine Köderstückchen wiederfinden, eine herbe Einbuße, da die Eisenstacheln mit verloren gehen und daher neue hergestellt werden müssen.

In der Nähe des Städtchens Sion am Janaflusse hatte ich einmal Gelegenheit, einen Pelzjäger zu begleiten, als er nach zwei schneefreien Tagen sein Gebiet absuchte. Wir fanden im ganzen sieben kleine Räuber auf, die regungslos dalagen und die mein Begleiter dann durch einen scharfen Schlag auf den Kopf erst vollends tötete. Darunter waren zwei Hermeline, ein seltener Glücksfall, wie mir der Jäger schmunzelnd erklärte.

Bei einigen Tieren habe ich das Maul genauer untersucht, um mir die Verletzungen anzusehen, die die Eisenstacheln beim Hineinbeißen in den Köder verursacht hatten. Es waren zumeist kaum bemerkbare Wunden. Das Buscheppagift muß also, da die Tiere, wie aus den Fährten hervorging, kaum noch dreißig Schritt gelaufen waren, fast augenblicklich gewirkt haben. Allerdings sind die meisten dieser kleinen Räuber, wie mir mein Begleiter zu sagen wußte und ich später auch selbst gesehen habe, so gierig nach den blutigen Fleischstücken, daß sie trotz der Stacheln häufig weiterfressen und diese entweder wieder ausspeien oder mit hinunterwürgen.

In ähnlicher Weise geht man auch dem sibirischen Fuchs, ja sogar, wenn man Pulver und Blei vermeiden will, dem Bären zu Leibe, nur daß man für diese Raubtiere die Stacheln und die Fleischstücke größer wählt. In einzelnen sibirischen Gouvernements ist diese Fangart neuerdings jedoch verboten und unter Strafe gestellt worden, wahrscheinlich deswegen, weil die Regierung eine zu schnelle Ausrottung des wertvollen Raubwildes durch die professionellen Jäger der Pelzexporthäuser befürchtet, eine Besorgnis, die nicht ganz unberechtigt ist, da nachweislich bei der Fallenjagd nicht halb so viel Beute gemacht wird wie bei dem Giftfang.

Überall gestattet ist aber noch heute die grausame Ausrottungsmethode, wie sie von den Bewohnern Sibiriens gegen die Wölfe, besonders in harten Wintern, angewendet wird. Auch hierbei finden mittelgroße Fleischstücke, wie sie ein Wolf bequem hinunterschlingen kann, Verwendung, in denen man an beiden Enden angespitzte, eng zusammengerollte Fischbeinstäbe verbirgt. In der eisigen Kälte gefrieren die Fleischstücke

sehr bald und halten die elastischen Fischbeinstäbchen in ihrer Lage fest. Würgt nun ein heißhungriger Wolf einen solchen Köder hinunter, so taut das Fleisch im Magen auf, der Fischbeinstab schnellt auseinander und durchbohrt die Magenwand, so daß das Tier unter furchtbaren Qualen eingeht. Tungusen haben mir versichert, daß Wolfsrudel, die einige Tiere auf diese Weise verloren haben, von panischem Schrecken ergriffen werden und schleunigst in ein anderes Revier überwechseln. Auch dieses ebenso primitive wie unmenschliche Vernichtungsmittel dürfte schon alten Datums sein. Es wird zum Beispiel bereits in einem 1814 in Moskau erschienenen Werke Tatuscheffs erwähnt."

Auch dem Silberreiher, der seiner Schmuckfedern wegen, aus denen die wertvollen Reiherbüsche zusammengestellt werden, eifrig gejagt wird, geht man in den Ländern um das Kaspische Meer, wo er am häufigsten zu finden ist, mit Gift zu Leibe, da bei der Anwendung der Schußwaffe es nur zu häufig geschieht, daß die kostbaren Federn beim Sturze auf die Erde geknickt werden. Man verwendet mit Strychnin vergiftete Fische, die in der Nähe der Reiherhorste ausgelegt werden. Merkt der Vogel die Wirkungen des Giftes, so läßt er sich auf die Erde nieder und geht dort sehr bald ein, ohne daß sein Federschmuck irgendwelchen Schaden erleidet. W. K.

Tage der Rosen. — Unbeschwert von Sorgen zu sein, Gegenwart und Zukunft in sonnigem Licht zu schauen, sich des berauschenden Hochgefühls, das sie erfüllt, zu freuen, in verschönender Liebe sich zu umwerben, ist das glückliche Vorrecht der Jugend, und darum singt sie jauchzend:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen."

So lange jugendliche Menschenherzen schlagen, so lange sind sie von den gleichen erhebenden Empfindungen beseligt worden, und immer hat sich der Sinn auch der Stärksten der Macht der Liebe gebeugt.

In anmutiger Form gibt diesem Gedanken schon ein Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert Ausdruck, das in unserer heutigen Sprache lautet:

Es sang ein Vöglein im Rosenhag
Am blauenden, strahlenden Sommertag.
Es sang von wonniger Liebe.
Da sah es kommen ein junges Paar,
Sie rosenrot mit goldigem Haar,
Er narbig durch Schwerterhiebe.
Das Vöglein dachte: „Das ist ein Held,
Auf seine trotzige Kraft gestellt,
Ihn mußt du zur Liebe bekehren!"
Da, eh' es aufs neue sein Lied beginnt,
Vernimmt es vom Kriegsmann flehend lind:
„Ihr werdet's, Fräulein, mir nicht wehren,
Wenn in den Tagen der Rosenglut
Ich Liebe vertauschte mit Schlachtenmut,
Aufs innigste Euch muß beschwören,
Mein Sehnen gnädig zu erhören."
Das Vöglein ist davongeschwirrt
Und dachte: „Ich hab' mich schwer geirrt,
Den braucht' ich die Liebe nicht mehr zu lehren,
Er tat sich schon selbst zu ihr bekehren."

Ein ähnliches Liebesidyll in den Tagen der Rosen stellt auch unser diesjähriges Kunstblatt dar, das auf der anliegenden Beilage an erster Stelle wiedergegeben ist. Ein Reitersmann aus dem Dreißigjährigen Kriege bekennt dem adeligen Fräulein seine Liebe. — Allen unseren Lesern und Freunden steht die in freudigen Farben gehaltene Öldruckreproduktion, die einen prächtigen Zimmerschmuck bildet, zu dem niedrigen Preis von 1 Mark 50 Pfennig zur Verfügung. Th. S.

Eine schwierige Aufgabe. — Der Hamburger Rechtsanwalt M., der schon häufig in seiner Praxis die Erfahrung gemacht hatte, wie sehr und oft sich die Zeugen bei ihren Aussagen in der Angabe von Zeiten irren, wollte sich in einem wichtigen Prozeß davon überzeugen, wie es in dieser Hinsicht mit der Glaubwürdigkeit eines der Hauptzeugen bestellt war. Es handelte sich um eine Schiffskatastrophe, die durch den Zusammenstoß zweier Fahrzeuge verursacht worden war. Der betreffende Zeuge, der dabei Verletzungen erlitten hatte, lag noch im Krankenhaus.

Der Rechtsanwalt begab sich zu dem Patienten, trat an sein Bett und fragte ihn: „Können Sie mir sagen, wie lange Zeit verflossen ist von dem Augenblick an, da das Schiff von der Landungsbrücke abfuhr bis zu dem Zusammenstoß?"

„Nun, es mögen zehn Minuten gewesen sein," lautete die Erwiderung.

„Was meinen Sie, wie lange zehn Minuten dauern?"

„Nun — zehn Minuten!" lautete die sehr richtige Antwort.

„Gewiß — schon recht, ich will aber einmal feststellen, wie lange Ihnen das scheint. Das ist nämlich die Hauptsache. Ich stelle mich jetzt an das Fußende Ihres Bettes, nehme meine Uhr in die Hand, und wenn Sie glauben, daß zehn Minuten verstrichen sind, rufen Sie: Halt."

Der Patient war einverstanden, legte sich wieder bequem zurecht und sah den Rechtsanwalt an, der ihm gegenüber am Fußende des Bettes stand und die Uhr in der Hand hielt.

Nach Verlauf einiger Minuten sagte der Anwalt: „Nun, wie steht es — wie lange soll ich denn noch warten?"

Der Kranke lächelte nur verschmitzt und warf einen verstohlenen Blick auf die große Wanduhr, die an der seinem Bette gegenüberliegenden Wand hing und der der Anwalt den Rücken drehte.

Als der Zeiger endlich auf dem richtigen Punkt stand, rief der Kranke: „Halt, jetzt sind es zehn Minuten!"

Der Rechtsanwalt war starr vor Staunen und meinte bewundernd: „Hören Sie, lieber Freund, von allen Zeugen, die mir in meiner langen Praxis gegenübergestanden haben, können Sie die Zeit am genauesten angeben." A. Sch.

Teure Liebesbriefe. — Ein Liebesbrief, der vierzehntausend Mark kostet, wird wohl nicht alle Tage versandt. Eine junge Dame in Kalkutta empfing kürzlich einen Liebesbrief, der nach dem Berichte einer englischen Zeitung mehr ein Beweis von der Kunstfertigkeit des Goldschmiedes, als ihres Verehrers war. Es war eine dünne Goldplatte, auf der ein kurzer, aber zärtlicher Gruß in Diamanten innerhalb eines Herzens von mattem Silber eingraviert war.

Ein bekannter Komponist sandte von einer Konzertreise nicht weniger als ein Dutzend Liebesbriefe an seine Braut.

Jeder kostete sechshundert Mark. Zärtliche Worte bildeten den Text zu gefühlvollen Noten, und das Manuskript war reich vergoldet und mit kostbaren Malereien eingefaßt. Vergoldung und Ausstattung waren von einem japanischen Künstler, der auch das Kästchen dekoriert hatte, in dem sie gesandt wurden.

Ein anderer Verehrer fesselte die Geliebte seines Herzens dadurch, daß er schöne Spitzenkragen nach dem Muster eines Herzens arbeiten ließ, deren jeder einige spinnwebfeine Worte der treuesten Liebe enthielt. Jede der Spitzenweberinnen erhielt vierhundert Mark, und ein Umschlag von Gold und Seide kostete weitere hundertundfünfzig Mark. Dann kam ein schönes Kästchen, und der spinnwebartige Liebesbrief wurde abgesandt. J. W.

Ein Kaiser, der befiehlt, und ein zweiter, der gehorcht. — Kaiser Franz Josef von Österreich und Kaiser Wilhelm I. hatten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu gleicher Zeit die Kur in Bad Gastein gebraucht. Der österreichische Kaiser war eher fertig und verabschiedete sich mit seiner Gemahlin von dem deutschen Monarchen.

Letzterer wollte es sich nun nicht nehmen lassen, das scheidende Paar noch eine Strecke Weges zu begleiten. Franz Josef aber fürchtete, der greise Freund möchte sich dabei überanstrengen und bat ihn daher, davon abzusehen. Alles Abraten aber wollte nichts helfen.

Da richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf, nahm seine ernsteste Miene an und sagte, mit einem bezeichnenden Blick auf die Uniform eines österreichischen Obersten, die Kaiser Wilhelm der Begegnung zu Ehren angelegt hatte, während er selbst Feldmarschalluniform trug: „Hiermit befehle ich dem Herrn Oberst, hier zu bleiben!“

Da blieb Kaiser Wilhelm stehen, schlug die Hacken zusammen und sagte, militärisch grüßend und leise lächelnd: „Zu Befehl, Exzellenz — da bleibt mir freilich nichts anderes übrig, wie zu gehorchen.“

In fröhlichster Stimmung schieden die Monarchen voneinander. C. D.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 958 9